# Reiseerinnerungen
aus
# Italien und Griechenland. *)

## 1. In der Argolis.

Gegenwärtig ist die Landschaft Argolis von Athen aus ohne Schwierigkeiten zu erreichen, weil ein Zweig der sog. Peloponnesbahn die Verbindung mit Argos und der Hafenstadt Nauplion (oder Nauplia) herstellt. Man fährt in Athen vom sog. Peloponnesbahnhofe ab, der ziemlich abseits von der Stadt in der Gegend des alten Kolonoshügels gelegen ist. Die Umgebung des Bahnhofes selbst macht einen ziemlich traurigen und öden Eindruck und lässt erkennen, wie rasch hier der Übergang zu europäischen Verkehrsverhältnissen bewerkstelligt worden ist. Nachdem wir unsere Karte bis Korinth, welches Kreuzungsstation der peloponnesischen Bahnen ist, gelöst hatten, suchten wir unsere Plätze dritter Classe auf, weil wir ja vor allem die Bewohner in ihrem Leben, Treiben und ihrer Sprache kennen lernen wollten. Die Waggons selbst mutheten uns mit ihrer Ausführung und Einrichtung heimatlich an, umsomehr als wir auf Täfelchen mit der Firma »Wiener - Neustädter Locomotiv-Fabrik, ehemals Siegel« ihren Ursprung erkannten.

Wir fuhren kurz nach Mittag ab. Die Bahn nimmt nicht die Richtung der alten heiligen Straße nach Eleusis, sondern wendet sich nördlicher und durchbricht in einer Einsenkung zwischen dem Aigaleos und den Vorhöhen des Parnes das Gebirge, um nun ziemlich rasch nach dem alten thriasischen Gefilde abzufallen. Bald erreicht man die Gegend von Eleusis mit schönem Blicke auf die Bucht, die Insel Salamis und den saronischen Meerbusen.

Die Bahn tritt dann in die Ebene von Megara über, die reich ist an Öl und Wein. Die jetzige Stadt Megara liegt nördlich vom

*) Die vorliegenden Reiseskizzen bilden eine Ausführung von Tagebuchblättern meiner im Jahre 1893 nach Italien und Griechenland unternommenen Studienreise und sind insoferne eine Darstellung eigener Eindrücke und Erlebnisse. Hiebei wurden Gegenden und Orte ausgewählt, die entweder durch landschaftliche Schönheit oder Eigenart hervorragen oder geschichtlich und kunsthistorisch von Interesse sind. Diese Reisebilder sind also vor allem für die Kreise der Mittelschulen bestimmt, und dies möge ihre Darbietung in einem Gymnasialprogramme erklären.

Bahnhofe und ist an zwei auch von alten Schriftstellern erwähnten Abhängen hinauf gebaut. Die Bewohner rühmen sich gerne ihrer rein griechischen Abstammung inmitten der albanesischen Bevölkerung der Gegend. Im Alterthume ist die Stadt durch ihre Rivalität mit Athen bekannt, die u. a. in dem langwierigen Streite um den Besitz der Insel Salamis hervortritt. Mit dem Verluste derselben erlosch auch die Bedeutung der Stadt. Aber alle Versuche Athens, sich in den Besitz von Megara selbst zu setzen, scheiterten, und so bewahrte die Stadt ihre Selbständigkeit, wenn auch nach dem peloponnesischen Kriege infolge der Lähmung des Handelsverkehres jeder Aufschwung gehindert blieb.*)

Hinter Megara durchbricht die Bahn tiefe Felseinschnitte am Fuße des über 1000 m ansteigenden Geráneia- (jetzt Makriplagi-) Gebirges und tritt fast unmittelbar ans Meer, während tief unten die alte Landstraße zum Vorscheine kommt. Ihre engste Stelle gilt als die verrufene *κακὴ σκάλα*, die skironischen Klippen, wo der Räuber Skiron in sagenhafter Zeit sein Unwesen trieb. Nach dem Meere hin eröffnet sich ein herrlicher Blick bis zu den Bergen bei Epidauros und westlich bis Akrokorinth. Bald erreicht man Kalamaki, ehemals eine Dampfschiffstation, und gelangt links von dem infolge des Canalbaues rasch entstandenen Städtchen Isthmia, das zum großen Theile aus Arbeiterwohnungen besteht, an den Canal von Korinth, den man auf einer 82 m langen Eisenbahnbrücke 52 m über dem Wasserspiegel übersetzt, um bald darauf Station Korinth zu erreichen.

Neukorinth, welches nach der vollständigen Zerstörung des an der Stelle von Altkorinth gelegenen Dorfes i. J. 1858 angelegt wurde, hat moderne Bauweise mit regelmäßig angelegten Straßen, liegt aber wie so viele griechische Städte ganz kahl da. Unmittelbar vom Bahnhofe bot sich ein schöner Ausblick auf die Bergzüge Arkadiens, über welche das noch schneebedeckte Kyllenegebirge hervorragte, sowie auf die Gebirge Mittelgriechenlands, während gegen Westen der korinthische Meerbusen wie ein Binnensee in wunderbarer Färbung sich hinzieht. In diesem Binnenmeere hat das Wasser seine schönsten Färbungen. Hier begreift man die Beiwörter des Meeres bei Homer, die sich auf dessen Farbe beziehen. Unvergesslich bleibt mir die Färbung dieses Meeres, als ich später die Strecke Korinth—Patras befuhr, die nicht ohne Grund als eine der schönsten Europas bezeichnet wird.

Nach kurzem Aufenthalte setzten wir die Fahrt nach Argos fort. Die Bahn trennt sich von der Linie nach Patras und wendet sich südlich den oneischen Bergen zu. Rechts erhebt sich der steile Fels von Akrokorinth, auf dem man die Befestigungsmauern aus der Zeit der Venezianer und Türken erblickt. Die Bahn erreicht dann, gegen Westen

*) Megara war die Heimat des Philosophen Eukleides, der, wie Gellius berichtet, ungeachtet der ihm drohenden Lebensgefahr bei Nacht und in Weiberkleidern dem Unterrichte des Sokrates beiwohnte.

ziemlich stark ansteigend, das Gebiet der alten Stadt Tenea, später das von Kleonae, dessen jetziger Hauptort Hag. Wasilios ist, über dem auf einem kahlen Felsenvorsprunge sich die Ruinen einer mittelalterlichen Burg erheben.

Die Eisenbahn steigt langsam an und erreicht bei Stat. Nemea ihren höchsten Punkt. Die antike Tempelstätte des Zeus von Nemea, welche ein Nationalheiligthum der peloponnesischen Griechen war, bei dem die nemeischen Spiele gefeiert wurden, liegt etwa eine Stunde von der Station entfernt. Das Thal von Nemea liefert trefflichen Rothwein. Von hier senkt sich die Bahn allmählig zum Passe von Dherwenaki (300 m), durch den in alter und neuer Zeit der Fahrweg in die argolische Ebene führt. Bald wird zwischen zwei mächtigen, kahlen Bergpyramiden links der Burgberg von Mykenae sichtbar, der die von Gebirgen umschlossene Ebene weithin beherrscht, südlich im Hintergrunde das Meer, daneben der Palamidhi bei Nauplia. Immer mehr übersieht man die weite und gut angebaute Ebene von Argos, welche im Westen durch die Massen des Artemision-Gebirges begrenzt wird. Die Eisenbahn übersetzt den Jnachos, (jetzt Panitza) und weiter vor Argos das breite und steinige Bett des Charadros (jetzt Xerιás) und erreicht Argos, von wo die Eisenbahn nach Arkadien und nach Nauplia führt. Wir mussten also umsteigen. Da unsere Billets eigentlich bis Nauplia galten, so vermittelte uns ein freundlicher Schaffner, dass wir in Tiryns aussteigen und mit dem nächsten Zuge weiterfahren konnten. Man hatte uns in Athen gesagt, der Stationsvorstand in Tiryns sei ein Deutscher, noch aus der Zeit der baierischen Herrschaft her. Derselbe war aber bereits versetzt. Sein Nachfolger war ein freundlicher Mann, der uns bereitwilligst Auskünfte gab. Die Station liegt hart am alten Burgberge von Tiryns, an der Landstraße von Argos nach Nauplia.

Als wir uns Tiryns, der uralten Veste des sagenhaften Königs Proitos näherten, kam uns der Aufseher *(φύλαξ)* entgegen, der uns nun zu den Resten der alten Burg, wie sie von Schliemann-Dörpfeld (1884/5) aufgedeckt worden sind, emporführte.*) Der Kalksteinhügel von Tiryns, dessen Grundriss man nicht unpassend mit einer Schuhsohle verglichen hat, ist niedrig, 10—18 m ü. M. Aber die aufgedeckten Reste machen einen bedeutenden Eindruck. Die berühmten Gallerien, die bis 1885 fast allein bekannt waren, sind durch Überkragung gedeckte Gänge und Kammern innerhalb der ungewöhnlich dicken Burgmauern. Die Steine sind im Innern vollkommen abgeglättet, wie wenn sie poliert wären. Der Besucher hört nicht ohne Staunen, dass dies von der Reibung der

*) Der Wächter, ein Invalide, der auch etwas italienisch und französisch verstand, bewies sich über die Ausgrabungsstätte gut orientiert; er äußerte auch hie und da Bedenken gegen Annahmen Schliemanns. Mit Geringschätzung sprach er von seinem Collegen in Charwati, dem Aufseher für Mykenae.

dichtgedrängten Schafherden herrührt, welche Jahrhunderte lang von den Hirten zur Unterkunft und Mittagsruhe dorthin getrieben wurden. Die Reste der Ober- und Unterburg, das Hauptthor im Osten und das kleinere im Westen, die polygonalen, gut erhaltenen Umfassungsmauern, der malerische Rundblick vom Plateau auf die Ebene, das Meer und der Kranz der Berge — alles wird noch durch die Erinnerung an die Mythe und Sage jener Stätte, an die Kyklopen, Perseus, Herakles eigenthümlich verklärt. Schon im Alterthum hat diese Bauart größte Bewunderung erregt, und Pausanias erklärt die kyklopischen Mauern von Tiryns mit Mykenae für ein ebenso großes Wunder als die Pyramiden Ägyptens.

Nach mehr als einstündigem Aufenthalte verließen wir die Höhe und setzten uns bis zur Abfahrt des nächsten Zuges bei dem Chani (Wirtshaus) nieder. Es liegt unmittelbar an der Straße nach Argos, vor einem Garten mit Silberpappeln, Platanen u. a. südl. Bäumen, in dem gegenwärtig eine griechische Ackerbauschule untergebracht ist. Wir nahmen eine kleine Erfrischung (harte Eier *(αὐγά)* und Landwein). Die Tochter des Hauses bereitete eben aus kleinen Fischen eine angeblich sehr gute Speise. Gegen Abend fuhren wir nach Nauplia weiter u. zw. sogar zweiter Classe. Der neue Conducteur war offenbar von dem Stationsvorstande instruiert worden. Als wir ihm ein Trinkgeld überreichten, überbrachte er jedem von uns eine Rose, wohl um auf diese Weise die Annahme einer Entschädigung zu maskieren.*)

Kurz nach 6 Uhr kamen wir in Nauplia an, welches zur Zeit gewöhnlich als Ausgangspunkt für Bereisungen in der Argolis gewählt wird. Der Bahnhof liegt in der Vorstadt Pronia *(πρόνοια*, Vorsicht) am Nordfuße des Palamidhi. Wir giengen zu Fuße in das Hotel, wobei wir das östliche Thor der Befestigung passierten, das noch den Löwen von S. Marco und eine Inschrift enthält, welche an Franc. Morosini (1687) erinnert.

Wir erhielten im *ξενοδοχεῖον τῶν ξένων* (hôtel des etrangers) recht hübsche Zimmer mit Aussicht auf die Platia, den Hauplatz der Stadt. Nauplia mit über 5000 Einwohnern ist der Sitz des Nomarchen der Provinz Argolis und eines Erzbischofs. Die Lage der Stadt, welche sich zwischen der Hafenburg Jtsch-Kaleh, dem Palamidhi und dem Festungsgraben zusammendrängt, ist ganz hübsch, auch herrscht in den Gassen eine für griechische Verhältnisse ungewohnte Sauberkeit. Als

*) Überhaupt ist das Betteln und Auspressen des Fremden bisher dortzulande bei weitem nicht so verbreitet wie in Italien und bes. im Neapolitanischen. Es herrscht trotz der Armut ein gewisser vornehmer Zug im Volke, der sich u. a. in der heute noch wie in alter Zeit geübten, fast unbeschränkten Gastfreundschaft äußert. Sämmtliche Antikensammlungen Athens stehen unentgeltlich offen, und die Diener nehmen keinerlei Entlohnung an, wovon wir uns wiederholt überzeugen konnten.

Hafenplatz hat die Stadt aber wenig Leben. Am Hafenquai sind einige Caffées, die aber schwach besucht sind. Eben lag weit draußen im Hafen ein englisches Geschwader, dessen Dampfer gegenüber den kleinen griechischen Handelsfahrzeugen wie Riesen aus dem Meere hervorragten.

In der Hafenbucht erhebt sich auf einer kleinen Felseninsel das Castell Burzi, das jetzt als Gefängnis dient.*) Dem gleichen Zwecke dienen die Festungswerke des Jtsch-Kaleh und Palamidhi, wo meist schwere Verbrecher interniert sind. Es machte des Nachts einen wenig erquicklichen Eindruck, wenn der eintönige Ruf beim Ablösen der Wachen, der mit der Erhöhung des Standortes immer schwächer hörbar wurde, durch die Stille der Nacht von der Veste herabtönte.

Die Bedeutung von Nauplia, welches als eine der ältesten **) Städte von Griechenland gilt, war immer mehr eine strategische. Dies haben die Venezianer erkannt, welche Nauplia zur Hauptfestung in Morea gestalteten. Daran erinnern noch die großartigen Befestigungen auf dem Burgberge Itsch-Kaleh, die zum Theile auf der uralten polygonalen Befestigungsmauer der einstigen Akropolis aufliegen. Nauplia war auch nach dem Freiheitskampfe der Sitz der ersten griechischen Regierung unter Kapodhistrias und die erste Hauptstadt des jungen Königreiches, wo i. J. 1833 der neugewählte König Otto von Baiern seinen Einzug hielt. Aber schon ein Jahr darauf wurde die Residenz nach Athen verlegt.

Noch am Abende unserer Ankunft unterhandelten wir wegen eines Wagens zur Fahrt nach Epidauros und Mykenae. Es ist mir in lebhafter Erinnerung, wie wir am Hafenquai, wo noch die alte Festungsmauer sich herumzieht, mit dem Kutscher verhandelten und uns mit Zuhilfenahme des Taschenwörterbuches verständigten.

Am 2. Juni zeitlich morgens fuhren wir nach Epidauros. Es war ein herrlicher Morgen, die Luft erquickend frisch, die Beleuchtung der Gegend eigenartig schön. Wir verließen die Stadt durch das oberwähnte einzige Thor im Osten, passierten die Vorstadt Pronia und fuhren nun allmählich empor zu dem etwa 3 Km vor Nauplia liegenden Dorfe Aria, von wo eine Wasserleitung in die Stadt führt. Der Rückblick auf die argolische Ebene war sehr schön. Die neu angelegte

*) Unter den dort so ängstlich Abgeschlossenen befinden sich auch die beiden Henker Griechenlands. Genießt dieses leider nothwendige Amt nirgends Ansehen, so ist es in Griechenland geradezu gefährlich. Der Henker ist von der Gesellschaft ausgeschlossen, er darf sich nicht auf der Straße zeigen, aus Furcht vor der Blutrache. Aus diesem Grunde werden mit diesem Amte nur zum Tode verurtheilte Verbrecher betraut. Sie werden zu diesem Zwecke begnadigt und verpflichten sich zur Ausübung ihres Amtes auf längere Zeit. Wahrlich kein beneidenswertes Los!

**) Curt. Pel. II., 291.

Straße, welche die Verbindung mit der Ausgrabungsstättte von Epidauros, dem alten Heiligthum des Asklepios, herstellt, ist gut erhalten.*)

Der Weg führt in die Thalfurche von Lygurió, welche von W nach O die argolische Halbinsel durchzieht. Diese Thalmulde sticht von den sonstigen nackten und dürren Kalkflächen der Halbinsel durch sanfte Formen und besseren Pflanzenwuchs vortheilhaft ab. Auffallend ist der Mangel an Dörfern; die Gegend ist wie überhaupt die Halbinsel Argolis sehr schwach bevölkert. Hie und da sah man auf den Abhängen Hirten mit ihren Herden; auch Hirtenansiedlungen wurden in dem niedrigen Walde sichtbar. Sie gehören nomadisierenden Hirten, welche im Sommer im Gebirge, im Winter in den Ebenen umherziehen und für das Weiderecht an die Gemeinden eine gewisse Pachtsumme zahlen. Die Griechen nennen sie Vlachen (βλάχοι). Ihr Leben ist das denkbar ärmlichste, reich an Entbehrung aller Art. Ihre Behausung bilden leichte Zelte oder Reisighütten, oder sie ruhen ganz unter freiem Himmel und suchen höchstens durch roh aufgeschichtete Steine Schutz gegen den Wind. In ihrem Äußern erinnern sie einigermaßen an unsere Zigeuner und gleichen ihnen auch in der Ausdauer im Ertragen von Strapazen von Jugend auf. Sie sind ein unruhiges Element, streitlustig, kühn und wild; aber auch Gastfreundschaft im guten alten Sinne wird ihnen nachgerühmt. Ihre Anzahl ist noch am größten auf der Halbinsel Argolis, doch gehen sie dem Untergange entgegen, weil sie mit den Weideplätzen ganz abhängig sind von den Bauern, die allmählich selbst der Viehzucht sich widmen.

Unsere Straße zieht sich immer am Abhange des Gebirgszuges hin und führt unterhalb einer Lehne weiter, an deren Abhange das weithin sichtbare Dorf Lygurió liegt. Die Gegend macht einen freundlichen Eindruck. Die Schieferhügel sind von Stecheichen und Makiengebüsch bedeckt, man sieht auch Olivenbestände und Getreidefelder, die zur Zeit unserer Anwesenheit der Reife entgegengiengen.

Von Lygurió folgt man zuerst dem Thale des bei Nea-Epidavros mündenden Baches, wendet sich dann rechts und gelangt endlich in einen ringsum abgeschlossenen Thalkessel, an die Stätte des berühmten Heiligthumes des Asklepios. Der Wagen hielt unmittelbar an

*) Man merkt überhaupt in der Argolis wenig von dem sonst so traurigen Zustande der Verkehrswege in Griechenland, worin erst in der neuesten Zeit eine Besserung eingetreten ist. Noch im J. 1852 ist z. B. auf der von der französischen Expedition nach Morea veröffentlichten Karte des Peloponnes nur eine einzige Fahrstraße von Argos nach Nauplion eingetragen. Gegenwärtig sind allerdings zahlreiche Straßen theils ausgebaut, theils angefangen. Aber es mangelt die Erhaltung, Beschotterung, vielfach auch noch an Brücken. Wenn durch Regengüsse Strecken beschädigt werden, so bleiben sie unausgebessert liegen. Der Wagen oder das Pferd macht einfach einen Umweg, wie es etwa bei uns zur Winterszeit bei Schneeverwehungen geschieht.

dem rechts von der Straße liegenden, aber noch nicht vollständig ausgegrabenen Stadion. Unter einem wilden Birnbaum nahmen wir ein Frühstück ein, das uns der Wirt in Nauplion mitgegeben hatte. Darnach betraten wir die Stätte des alten Hieron.

Es mag hier wenigstens in kurzen Zügen auf die Bedeutung dieser altberühmten Cultusstätte hingewiesen sein, von welcher die meisten Asklepios-Heiligthümer der alten Welt ihren Ursprung herleiteten. Hier wurde Asklepios als Sohn des Apollo und der Koronis, der Tochter des Lapithenfürsten Phlegyas, geboren, von einer Ziege genährt und später von dem Kentauren Cheiron besonders in der Heilkunde unterrichtet. Genoss der Ort also schon als Geburtsstätte des Heilgottes Ansehen, so noch mehr durch seine Heilanstalt, zu welcher Kranke aus allen griechischen Gegenden hinzogen. Als Mittel zur Heilung wurden u. a. Schlangen benützt, die als Symbol sich verjüngender Lebenskraft im Tempel gehalten wurden, vor allem aber die Incubation d. h. die Offenbarung durch den Gott während des Schlafes im Heiligthume. Noch jetzt finden sich im Museum zahlreiche Inschrifttafeln, welche den Dank Geheilter bezeugen. *) Auch im römischen Religionswesen spielt das Heiligthum eine Rolle. Von hier wurde anlässlich einer verheerenden Seuche auf Weisung der sibyllinischen Bücher die Schlange des Asklepios geholt und fand in Rom auf der Tiberinsel eine Stätte der Verehrung.**) Durch die reichen Weihgeschenke Geheilter sammelte sich ein bedeutender Tempelschatz, der wiederholt von Seeräubern und i. J. 87 von Sulla geplündert wurde.

Der heilige Bezirk ist jetzt auf Kosten der griechischen arch. Gesellschaft in weitem Umfange bloßgelegt. Zur Zeit unserer Anwesenheit wurden die Erdarbeiten im nordöstlichen Theile fortgesetzt. Man kann an der mühevollen Art der Ausgrabungen ersehen, welchen Aufwand an menschlicher Kraft und Geld derlei Unternehmungen beanspruchen. Nur wissenschaftliche Begeisterung im Vereine mit dem nationalen Stolze und der Opferwilligkeit reicher Griechen im Auslande vermögen in dem geldarmen Lande die Mittel hiefür aufzubringen.***)

---

*) Dass es hiebei an sog. Wundercuren nicht fehlte, ist bei der Gläubigkeit der Alten begreiflich. So heißt es in einer solchen Inschrift, ein Lahmer sei einst ins Asklepieion gekommen und habe den Gott um gesunde Beine gebeten. Darnach ließ er sich nieder und legte die Krücke neben sich. Da kam ein Knabe und trug sie fort. Ärgerlich über den Knaben erhebt sich der Lahme, um seine Krücken wieder zu erlangen, und siehe da! er läuft ganz gesund dem Knaben nach.

**) Liv. 10, 47. Ov. Met. 15, 622—744

***) Griechenland erfreut sich übrigens in dieser Richtung der Förderung aller Culturvölker, und an den Ausgrabungen denkwürdiger Stätten sind zur Zeit Engländer, Franzosen, Deutsche, Amerikaner, Russen u. a. betheiligt. Hierin liegt ein Beweis, welche hohe Bedeutung für die Cultur der Menschheit man

Betritt man den heiligen Tempelbezirk, so trifft man zunächst auf die Reste eines Rundbaues, der altberühmten Tholos, welche nach allgemeiner Angabe ein Werk des Polyklet war. Es war aber, wie ein griechischer Gelehrter nachgewiesen hat, nicht der berühmte sikyonische Nebenbuhler des Phidias, sondern ein jüngerer gleichn. Künstler aus der Mitte des 4. Jhrdts. v. Chr. Die vorhandenen Reste, welche auf zwei concentrische Säulenstellungen hinweisen, können zwar kein Bild der vielgerühmten Pracht dieses Baues geben, aber die Feinheit und Technik einzelner Theile kann man noch jetzt bewundern.

Nördlich von der Tholos sieht man deutlich Reste zweier Säulenhallen, die hier wohl den Colonnaden unserer Curorte entsprachen. N. ö. ist der Unterbau eines Tempels, welcher als das Heiligthum des Asklepios angesehen wird. Zahlreiche Reste der Giebelsculpturen sowie Reliefs sind in das Nationalmuseum in Athen gebracht, darunter interessant ein Relief des thronenden Asklepios, worin man eine Nachbildung der Goldelfenbeinstatue des Gottes in Epidauros erkennen will.

Zahlreiche andere Bautenreste, so ein Gymnasium, Propyläen u. a. aus der röm. Kaiserzeit, können hier keine Besprechung finden. Dagegen verdient eine Erwähnung das Theater, welches jenseits eines Baches in einen Vorsprung des Kynortion-Höhenzuges hineingebaut ist und als das besterhaltene aller griechischen Muster dieser Art gilt. Mit der Ausgrabung desselben hat unsere Kenntnis über das griechische Theater eine wesentliche Erweiterung und Vervollkommnung erfahren. Der Zuschauerraum, welcher sich nach N. öffnet, gleicht im allgemeinen in seiner Eintheilung dem des Dionysostheaters in Athen. Um die Orchestra verläuft eine sich gegen die Bühne zu erweiternde Rinne für den Wasserablauf. Die Orchestra ist nicht, wie in Athen, gepflastert, sondern festgestampft. Genau in ihrer Mitte erhebt sich noch ein Stein mit einer Aushöhlung, der als Altar des Dionysos gilt. Wesentlich gut erhalten und daher besonders lehrreich sind die Reste des Bühnengebäudes. Es bestand aus dem Hauptbau (σκηνή), der Decorationswand (προσκήνιον), und den Flügelgebäuden (παρασκήνια), wo die Zugänge zur Orchestra und die seitlichen Bühneneingänge sichtbar sind. Fremdartig wirken zwei nischenartige Anbauten, die wahrscheinlich einem Umbau aus römischer Zeit angehören.

---

in der gebildeten Welt der Geschichte des kleinen Griechenvolkes beimisst. Lernt man diesen Wetteifer der grossen Culturnationen an Ort und Stelle kennen, so fühlt man sich einigermaßen gehoben und entschädigt gegenüber den alltäglichen Angriffen, welchen gerade die wunderbare Sprache und die herrlichen Geisteswerke dieses Volkes nur zu oft ausgesetzt sind. Man erinnert sich der Worte unseres großen Goethe, mit denen er den unvergänglichen und unvergleichlich bildenden Wert der altclassischen Sprachen so trefflich gewürdigt hat.

Fast unglaublich ist trotz des offenen Zuschauerraumes der akustische Erfolg. Mein Reisecollege stieg bis zu den obersten Stufen (im ganzen 52 nebst Erweiterungen) empor, und doch konnte ich unten selbst minder laut Gesprochenes deutlich verstehen. In unseren Studien hinderte uns die glühende Mittagshitze, die uns bereits einen Begriff von griechischem Sommerklima gab; selbst später um 3 Uhr war die Glut auf den Stufen noch unerträglich. Es fehlt in dem abgeschlossenen Thalkessel der sonst mildernde Windeshauch von der See her, welcher im Gebiete des Mittelmeeres den Sommer erst erträglich macht, wie ich dies später im Juli in Pompeji oder in Neapel würdigen lernte *).

Später besuchten wir noch die Räume des Museums, welches eine große Zahl Inschriften, Reliefs, Figuren usw. enthält, die aber ohne erhebliche Bedeutung sind; alles Bessere ist nach Athen gebracht. Dabei frappierte uns die Wachsamkeit des Weibes des Wächters, die uns nicht einen Augenblick unbeachtet ließ. Gleiches konnten wir tagsdarauf auch in Charwati bei Mykenae beobachten, wo uns die Wächtersfrau aus den Säcken mit Scherben auch nicht das kleinste Stückchen abgab. Verständnis für diese Wachsamkeit auf die geringsten Überreste konnte ich erst in Athen gewinnen, als ich sah, wie daselbst unter Oberleitung des deutschen arch. Institutes die zahllosen Reste der Ausgrabungen auf der Akropolis wissenchaftlich verarbeitet werden. Und noch danke ich es dem verdienstvollen zweiten Secretär des genannten Institutes, Prof. Wolters, dass er uns in einem Vortrage die Ziele dieses mühevollen Werkes deutschen Fleißes und Strebens erläuterte. Aber auch traurige Erfahrungen, welche die Griechen mit der Alterthumsliebe reisender Westeuropäer so vielfach gemacht haben, mögen derartiges Misstrauen erklärlich machen.

Gegen 4 Uhr traten wir die Rückfahrt nach Nauplia an, die nun auf der langsam abfallenden Straße rascher von statten gieng, obwol wir statt der drei Pferde nur zwei hatten, während das dritte, ohne angekoppelt zu sein, frei hinter dem Wagen nachlief. **)

Am Abende stieg ich noch an der felsigen Westseite des Itsch-Kaleh empor, die mit mächtigen Cactusstauden bestanden ist, welche

*) Vor der Mittagsglut zogen wir uns in das einfach eingerichtete Fremdenzimmer des Museums zurück, verzehrten unser Mittagsmahl und tranken dazu Solon-Wein, der aus den Kellereien der deutschen Actiengesellschaft Achaia in Patras stammte. Im Fremdenzimmer fand ich ein Fläschchen Universaltinte von A. Leonhardi vor. Es freute mich, ein Product heimatlicher Industrie hier anzutreffen, und gerne benützte ich die Gelegenheit, von der alten Heilstätte in die liebe Heimat Nachricht zu geben.

**) Wir machten nur einmal auf dem Wege bei einem bescheidenen Chani halt. Noch sehe ich den alten Griechen in seiner Nationaltracht vor mir, der etwas Partriarchalisches an sich hatte. Voll Selbstbewusstsein nahm er unser Lob über seinen Wein entgegen. *Εἶνε καλό!* war seine kurze Entgegnung, kaum dass er seine Pfeife verrückte.

aus dem öden Kalkfelsen hervorragen. Auf schmalem, oft schwindeligem Pfade erreichte ich einen Aussichtspunkt mit kleiner Restauration, von wo man in stiller Einsamkeit einen Ausblick über den äußeren Golf genießt. Eben verließ das englische Geschwader die Bucht, und man sah die Colosse noch ins offene Meer hinaus dampfen. Auf dem Zugange zu dieser Stelle erhält man freilich einen traurigen Begriff von griechischer Sauberkeit und Anstand, worüber es besser ist — zu schweigen.

Noch sollten wir spät abends in Nauplia eine Volksbelustigung eigener Art kennen lernen. Während wir im Restaurant »Olympia« saßen, vernahmen wir die eintönigen Schläge einer Trommel. Bald belebte sich der Hauptplatz. Unter Vorantritt dreier Musiker mit Pfeife, Hirtenflöte und Trommel marschierte eine lustige Volksmenge auf. Sie umzogen den Platz und schlossen sich in der Nordostecke desselben zu einem Viereck. Nun führten einige Männer bei spärlicher Beleuchtung Reigentänze auf. *)

Am nächsten Tage fuhren wir zeitig morgens nach Argos. Der Weg führt auf der schönen Landstraße an Tiryns vorüber und wendet sich dann links in die gut angebaute argolische Ebene, welche durch die Ergiebigkeit des Bodens, die dichtere Bevölkerung und wichtige Verkehrslage seit alter Zeit von hervorragender Bedeutung ist, ein Umstand, der sich in der Mythe wie in der griechischen Geschichte zu erkennen gibt. Merkwürdig ist, dass die Ebene trotz des mächtigen Kranzes von Bergen ringsumher zu den trockensten Landschaften Griechenlands gehört. Darauf deutet schon bei Homer die Benennung *πολυδίψιον*, das vieldürstende, sowie der Mythos von Danaos hin. Und doch strömen der Ebene von allen Seiten, vor allem von Westen aus dem ostarkadischen Hochlande Wasseradern zu, so der Inachos (jetzt Panitza), welcher im Oberlaufe ein breites Thal durchfließt, und der Charadros; aber es sind nur Torrenten, die bald versiegen und das Meer nicht erreichen. Sie sind den größten Theil des Jahres über trocken, wie wir auf unserer Weiterfahrt nach Mykenae sahen, als wir das breite, steinige Bett des Panitza passierten. Die ganze Ebene, welche sich nicht viel über das Meeresniveau erhebt (bis 25 m), ist Alluvialland und besteht aus einem braunen Lehmboden; die Bewässerung geschieht meist durch Ziehbrunnen, aus welchen das Wasser oft durch thierische Kraft gehoben wird. Man sieht allenthalben von der Straße aus die Zugbäume emporragen. Gebaut werden überwiegend Futterkräuter und Getreide, aber

*) Diese Nationaltänze, die wir auch anderwärts beobachteten, haben etwas Ruhiges, Gemessenes und lassen durch ihre anmuthigen Bewegungen die Personen mehr hervortreten. Die Tanzenden begleiten ihre Bewegungen mit Gesang, die Geschlechter tanzen nur unter sich. Als z. B zur Zeit der baierischen Herrschaft Soldaten mit Mädchen tanzten, da schüttelten die Neugriechen mit Ärgernis die Köpfe.

auch Mais, Tabak, Hülsenfrüchte. Im südlichen Theile der Ebene, der von besonderer Fruchtbarkeit ist, weil die einzige stets wasserführende Flussader zur Bewässerung benützt werden kann, gedeiht der Wein. Südfrüchtenbäume dagegen mangeln in der Ebene; ebenso hat die im Alterthume berühmte Rossezucht (bei Hom. *ἱππόβοτον Ἄργος*) so ziemlich aufgehört.

Nach einstündiger Fahrt kamen wir in den Hauptort der Ebene, die Stadt Argos, neben der sich westlich der alte Burgberg Larisa (290 m.) erhebt, welcher auch im Mittelalter und in der Neuzeit als Veste benützt wurde; noch sind die Mauern des Castells erhalten. Wir fuhren unmittelbar auf den Hauptplatz, wo eben Markt stattfand, und hielten vor der Demarchie (Stadthaus).

Argos, eine Stadt von 10.000 Einwohnern, macht mit seinen niedrigen, rothbedachten Häusern mehr den Eindruck eines wohlhabenden Dorfes und ist durchaus Landstadt. Es hat aber in seinem Bazari, das sich durch den ganzen Ort von Süden nach Norden hinzieht, lebhaften Marktverkehr. Es nimmt die Producte der Landwirtschaft der Ebene auf, während betriebsame Handwerker die landesüblichen Gebrauchsgegenstände erzeugen. Unmittelbar neben dem Stadthause liegt ein Gymnasium. Der Unterricht hatte noch nicht begonnen. Die Gymnasiasten trieben sich mit ihren Büchern im Vorhofe herum. Als wir das im Erdgeschosse der Demarchie liegende Museum, das übrigens wenig Sehenswertes enthält, besuchten, umlagerten sie die Fenster und Thüren und begafften uns mit echt griechischer Neugierde. Ich habe es später noch bedauert, dass wir diese Gelegenheit zum Besuche einer peloponnesischen Mittelschule vorübergehen ließen.

Von hier fuhren wir zum alten Theater, das in flachem Halbrund an der Südostseite der Larisa in den Felsen eingeschnitten ist. Die Sitzreihen sind gut erhalten, die Bühnentheile weniger. Es soll Raum für 20.000 Zuschauer bieten. Hier tagte im J. 1821 die erste Nationalversammlung der Griechen, die später nach Epidauros verlegt wurde. Also fand die Begründung und Constituierung des griechischen Freiheitsstaates auf jenen Stätten statt, die vor 2000 Jahren der Aufführung der großartigen Werke des Dramas und der Komödie und dem Dienste des Dionysos geweiht waren. So lebt und zehrt das neugriechische Volk an den Erinnerungen und an den Stätten seiner großen Ahnen. Darauf kehrten wir in die Stadt zurück und fuhren nun durch das langgedehnte Bazari weiter quer durch die Ebene, passierten den ganz trockenen Inachos und gelangten in östlicher Richtung, nach einstündiger Fahrt, in das Albanesendorf Charwati, das am Fuße des Burgberges von Mykenae liegt. Die Wagen bleiben beim Museum stehen, wo der Wächter wohnt. Er ist selbst Landmann, und da eben die Ernte in der Gegend im Gange war, wollte er uns nur seinen Knecht (*παιδί*) mitgeben. Wir gaben uns aber damit nicht zufrieden, und als er erfuhr,

dass wir aus Athen kämen und Deutsche seien, war er gerne bereit. Er sagte, dass er die Deutschen sehr liebe. Von Professor Dörpfeld erklärte er stolz: er ist mir eng befreundet. Er hat auch mit Schliemann gearbeitet, und auf Photographien des Löwenthores sieht man ihn öfter in seiner Nationaltracht neben dem berühmten Forscher dargestellt.

Der Weg von Charwati nach dem Burgberge von Mykenae führt entlang einer zum Theile offenen türkischen Wasserleitung. Rechts gegen Osten sieht man in eine tiefe Schlucht hinab. Man gelangt zu einer Kapelle und rechts ab auf einem Seitenwege zu dem sog. Schatzhaus des Atreus, welches, seit alter Zeit bekannt, zu jenen zahlreichen unterirdischen Bauten gehört, welche die ganze nördliche und westliche Umgebung von Mykenae durchziehen. Durch den Vorbau mit seinen mächtigen Stützmauern gelangt man in das Innere. in einen bienenkorbartig überwölbten Raum von etwa 15 m Höhe mit gleichem unteren Durchmesser. Diese Wölbung ist durch Überkragung von 33 allmählich enger werdenden Steinringen von horizontaler Lagerung gebildet, und dadurch sind diese und ähnliche Bauten als Beispiele uralter Baukunst bemerkenswert. Noch jetzt macht der Bau ebensowohl durch das Kunstvolle als Elegante seiner Ausführung einen mächtigen Eindruck. Neben dem Hauptraume liegt ein dunkles, viereckiges Nebengemach, die eigentliche Grabkammer, die der Wächter durch angezündetes Stroh erhellt. In einiger Entfernung davon liegt ein zweites Kuppelgrab, das als Grab der Klytämnestra bezeichnet wird. Es wurde seinerzeit von Frau Schliemann aufgedeckt, später von der arch. Gesellschaft vollständig ausgegraben, ist aber jetzt zum Theile eingefallen.

Wir wenden uns nun der eigentlichen Burg zu, welche von einer mächtigen Mauer umgeben ist, die wie in Tiryns aus gewaltigen Steinblöcken besteht; sie sind hier aber nicht durchaus roh, sondern vielfach bearbeitet. An der Nordwestseite führt ein breiter Thorweg zum sog. Löwenthor. Der Eindruck dieses uralten Bauwerkes auf mich war ein gewaltiger. Wie oft hatte ich davon gelesen, wie oft es in Abbildungen gesehen! Nun stand ich vor ihm, ein Traum meiner Jugendzeit war erfüllt. Ein Stück Culturgeschichte der Menschheit ist in diesem gewaltigen Thorbaue repräsentiert. Die Thoröffnung ist 3·25 m hoch, unten 3·13 m, oben 2·90 m breit, und wird durch zwei schräge Thürpfosten gebildet, worüber ein Thürsturz liegt aus einem gewaltigen Blocke von 5 m Länge, 2·5 m Tiefe und 1 m Dicke. Wohl ist er nicht so groß wie der am Schatzhause des Atreus, der aus zwei gewaltigen Steinblöcken gebildet wird, wovon der innere bei 9 m Länge, 5 m Tiefe und über 1 m Dicke auf 120.000 kg Gewicht berechnet wird; immerhin aber lässt er uns auf die Kraft und Energie eines Geschlechtes schließen, das mit damaligen Mitteln solche Massen zu bewegen und zu verwenden wusste. Nicht weiter beschreiben will ich die über dem Thür-

sturze zur Entlastung angebrachte dreieckige Zierplatte mit dem berühmten Relief der Löwen oder Löwinnen, das zu den ältesten Bildwerken Europas gehört, es ist ja durch Abbildungen allbekannt. Leider fehlen die Köpfe der Löwen.

Durch das Löwenthor gelangt man zur sog. Agora, der hochberühmten Ausgrabungsstätte Schliemanns aus den JJ. 1876/77. Im unteren Theile der Agora wurden 5 senkrecht in den Felsen gehauene Gräber aufgedeckt, welche zusammen 15 Leichen enthielten. Wer den Reichthum an Gold, Silber und Schmucksachen aller Art aus diesen Gräbern betrachtet, deren Inhalt gegenwärtig im Centralmuseum zu Athen einen eigenen großen Saal ausfüllt, wird des Staunens und Bewunderns nicht satt werden. Man wird dadurch förmlich zu der Ansicht gedrängt, dass man es mit Gliedern eines Herrscherhauses zu thun hat, wie denn Pausanias ausdrücklich von Gräbern des Agamemnon und der Seinigen im Burgbereiche von Mykenae spricht.

Steigt man schließlich zur Burghöhe (278 m.) empor, so findet man hier eine Palastanlage ähnlich wie in Tiryns freigelegt. Auf einer Nebentreppe führte uns der Wächter zu den am Bergabhange liegenden Nebenräumen, wo noch eine Anzahl von Vorrathskrügen in die Erde eingelassen ist.

Der Blick von der Burghöhe reicht weit über die ganze argolische Ebene bis ans Meer; voll stolzen Gefühles konnte von hier der Fürst auf seine ihm untergebene Landschaft blicken. Hier hatte Agamemnon seinen glänzenden Wohnsitz, den Homer wohlgebaut und goldreich nennt. Mykenae ist aber auch die Stätte der furchtbaren Greuel der Pelopiden, der Ermordung Agamemnons sowie des Muttermordes des Orestes. Der Ort hat in geschichtlicher Zeit seine Bedeutung bald verloren. Im 5. Jahrhundert wurde er mit Tiryns von Argos aus zerstört, das nun die Herrschaft in der Ebene an sich riss und behauptete.

Gegen 1 Uhr stiegen wir von der Burghöhe herab nnd fanden Unterkunft bei dem Wächter. Nach der Mittagspause besuchten wir das Museum, wo die weniger wertvollen Reste der Ausgrabungen aufgehoben sind. Lebhaft mag da das Herz eines Facharchäologen schlagen, wenn er volle Säcke mit Thonscherben sieht, welche, wie oben angedeutet, wachsame Augen so sorgsam beschützen. Wie sehr in Griechenland alle Reste aus dem Alterthum sich gesetzlichen Schutzes erfreuen, zeigt u. a. die Bestimmung, dass die Ausfuhr derartiger Gegenstände strenge verboten ist. Größere Ruinenstätten werden ständig bewacht, entweder durch den hiefür bestimmten φύλαξ oder durch eigene Gendarmerieposten (χωροφύλακες), wie dies z. B. in Olympia der Fall ist, wo in einem Blockhause am Fusse des Kronionhügels 2 Gendarmen wohnen, die regelmäßig abgelöst werden. Dass sie wirklich Aufsicht üben, sollten wir selbst erfahren. Wir hatten in der Ruinen-

stätte eine junge Schildkröte gefunden, wie sie in dortiger Gegend häufig sind. Mein College wollte sie mitnehmen, band sie in ein Tuch und legte sie auf einen Säulenstumpf am Heraion. Unterdess giengen wir unsern Studien in den weitläufigen Ausgrabungen nach. Als wir nach etwa zweistündigem Aufenthalte zurückkehrten, waren Tuch und Schildkröte verschwunden. Vergeblich suchten wir die Umgegend ab, nichts zu sehen. Als wir aber die Ruinen verließen, winkte uns einer der Gendarmen zu und übergab uns das Tuch mit dem Thiere. Er hatte es von seiner Warte aus für archäologische Contrebande gehalten und daher an sich genommen.

Von Charwati fuhren wir zu dem Heraion, das in alter Zeit zu Mykenae gehörte. Es war das Nationalheiligthum der Argiver und eine hochberühmte Verehrungsstätte der Landesgöttin Hera mit der berühmten Statue des Polyklet aus Sikyon. Die amerikanische archäol. Schule in Athen hat das Tempelgebiet zum Theile bloßgelegt. Man sieht bedeutende Überreste des großen Bauwerkes, aus dem 5. Jahrhundert., von dem uns Pausanias eine eingehende Beschreibung gibt. Der dorische Tempel enthielt das berühmte Holzbild der argivischen Hera, das aus dem zerstörten Tiryns hierher gebracht worden war. Auf einer höheren Terrasse finden sich noch die Unterbauten des älteren Heiligthumes, das im J. 423 v. Chr. durch Brand zerstört wurde. An dieser Stätte spielt die Erzählung von Kleobis und Biton, den beiden frommen Argiverjünglingen, welchen die Göttin das Beste spendete, den ewigen Schlaf, nachdem sie noch einen Beweis ihrer hervorragenden Mutterliebe gegeben hatten.

Herrlich ist der Blick von der Tempelterrasse auf das zu Füßen sich ausbreitende Argiverland mit dem Meere und dem Kranze herrlich geformter Berge im Hintergrunde.

Der Ruinenwächter begleitete uns im Wagen ein Stück bis in sein Dorf, wo er uns zu seinem φίλος (Freunde) führen wollte. Wir gelangten in ein weitläufiges Gehöfte, in dem wir bald von einer Menge von Arbeitsleuten und Kindern — wir zählten von letzteren gerade 13 — so recht angestaunt wurden. Man bot uns gastlich ein κρασί, Landwein von nicht sonderlicher Qualität, wir beobachteten mancherlei Vorgänge des Landlebens, die Arbeitstracht der Leute, das Dreschen, welches durch die Hufe der Pferde erfolgte, während der Lenker mit einigen Kindern auf einer in der Mitte sich drehenden Walze saß, u. a. m. Auf den Feldern stand noch vielfach Getreide, das seiner Reife entgegen gieng. Nachdem wir unserer gastlichen Pflicht entsprochen hatten, fuhren wir auf einem weniger gut erhaltenen Feldwege, wobei uns der Wächter noch ein Stück begleitete, in südlicher Richtung und erreichten die breite Landstraße bei Tiryns, wo wir Halt machten und noch einmal zu den Ruinen emporstiegen. Am nächsten Tage fuhren wir wieder nach Athen zurück.

## 2. Im Albanergebirge.

»In dieser lustigen Gegend sind Landhäuser recht zur Lust angelegt, und wie die alten Römer schon hier ihre Villen hatten, so haben vor 100 Jahren und mehr reiche und übermüthige Römer ihre Landhäuser auf die schönsten Flecken gepflanzt.“

Goethe, Ital. Reise.

Genießt man in Rom von der Terrasse bei S. Pietro in Montorio den berühmten Ausblick über die »ewige Stadt« und einen großen Theil des alten Latium, so fesselt das Auge ganz besonders das im Osten in reizenden Contouren sich erhebende Albanergebirge, von dessen Abhängen die vielbesuchten »castelli Romani« herüberglänzen. Was etwa für Wien die Ausläufer der nördl. Kalkalpen, die Gegend von Baden, Vöslau u. s. w. bedeutet, das sind in noch höherem Sinne für Rom die Albanerberge mit ihren anmuthigen Sommerfrischen. Jene Gegend gehörte daher in alter und neuer Zeit zu den beliebtesten Aufenthaltsorten der römischen Bevölkerung. Und wirklich, man kann nicht leicht eine lohnendere Abwechslung, eine bessere Erfrischung nach anstrengender geistiger Arbeit in Rom finden als durch einen Aufenthalt in jenen Gegenden, die ebensosehr durch ihre natürliche Anmuth das Auge erfreuen, als sie durch die reiche geschichtliche Erinnerung, auf die man überall stößt, den Besucher fesseln. In jenen Bergen suchen wir den Ursprung Roms; von dort aus zogen in vorgeschichtlicher Zeit Hirten herab in die Tiberebene und legten den Grund zu einer Niederlassung, welche später zur Weltbeherrscherin Rom heranwuchs, jenem mächtigen Stadtgebilde, das in der Geschichte kaum seinesgleichen findet.

Meine erste Fahrt galt Frascati mit seinen imposanten Villen und seinem Ausblick auf die Campagna. Schon die Fahrt dahin ist reich an interessanten Bildern und landschaftlichen Scenerien und bereitet in stimmungsvoller Weise für die »Buschstadt« vor, die sich am Nordabhange der Albanerberge in prachtvoller Lage hinzieht. Es war ein herrlicher Morgen, als ich aus der Bahnhofshalle in Rom, auf welcher die Wölfin mit ihren beiden Schützlingen in Relief angebracht ist, ausfuhr. Wir blicken zurück auf Roms Kirchen und Thore und die altehrwürdige Stadtmauer, fahren dann an majestätischen Aquaeducten vorbei, deren Ruinen so charakterisierend sind für die römische Campagna. Allerlei Farben spielen auf derselben im Sonnenglanze; ein Wiesenteppich mit wechselnden Farben überzieht sie. Verwitterte alte Baronalthürme, winzige Tenuten, Überreste von antiken Grabmälern heben sich von dem Einerlei der merkwürdigen Landschaft ab. Man träumt sich in einer ungewohnten Welt.

Von Ciampino führt die Zweigbahn nach Frascati allmählich empor, und durch einen 500 m langen Tunnel, der in Lava getrieben ist, — das Albanergebirge ist vulcanischen Charakters, und Lavaströme aus uralter Zeit ziehen sich weit in die Ebene hinab —, gelangt man nach etwa einstündiger Fahrt zur Station Frascati und schaut auf zu den blumengeschmückten, terrassenförmigen Anlagen, die sich vom Bahnhofe zum Städtchen hinaufziehen.

Frascati ist verhältnismäßig jungen Ursprunges. Es erhielt erst nach der Zerstörung des alten Tusculum durch die Römer am Ende des 12. Jhdts. n. Chr. einige Bedeutung. Man leitet den Namen von einer viel früher dort in den Trümmern einer altrömischen Villa angelegten Kirche in Frascata ab und bringt ihn mit frasche (Gebüsch) in Verbindung. Jedenfalls ist die Deutung mit Rücksicht auf die schattigen und reizenden Gärten, die romantischen Spaziergänge und die üppige Vegetation nicht übel. Die Hauptzierde Frascatis bilden seine herrlichen Villen, und das Bild, welches man beim Aufstiege vom Bahnhofe zur Stadt genießt, ist in der That prachtvoll. Zur Zeit meiner Ankunft war die öffentliche Anlage außerordentlich belebt, weil man den deutschen Kaiser erwartete, welcher zeitlich morgens von Rom aus eine Rundfahrt über die »castelli Romani« angetreten hatte. Die Zünfte Frascatis, die Schuljugend, Nonnen mit ihren Zöglingen und zahlreiche Zuschauer erwarteten und begrüßten den von Albano herüberkommenden Kaiser.

Rechts hin führt ein Promenadenweg zur Villa Conti mit Wasserwerken, geradeaus liegt der untere Zugang zur Villa Aldobrandini; links kommt man auf den Hauptplatz (piazza Vittorio Emanuele) mit einer hübschen Fontäne und der Domkirche St. Pietro. Diese enthält einen Gedenkstein auf den letzten Stuart, den Prätendenten Karl Eduard, welcher in Frascati 1788 starb. Vom Domplatze führt eine ziemlich steile Straße zum Eingange der berühmten Villa Aldobrandini. Die Villen Frascatis besitzen alle einen eigenen Reiz. Malerisch sind sie an Bergesabhänge hingebettet und dem Fremden fast jederzeit zugänglich. Unbeschreiblich ist in der Frühjahrszeit die Blütenpracht. Die Bedeutung des so häufigen Vergleiches zwischen einem verschneiten und einem blühenden Haine lernt man erst an solchen Orten würdigen. Lebhaft erinnerte ich mich an die Blütenpracht unseres Elbethales, das — freilich unter anderen Verhältnissen — im Frühjahre ein so reizendes Bild bietet. Die Villa Aldobrandini entzückt ebensosehr durch das stattliche Casino mit seiner Halle als durch die prachtvollen Anlagen. Mächtige Steineichen, Platanen, Pinien, üppige Cypressen und andere immergrüne Bäume und Sträucher durchziehen in herrlichen Gruppen den Park. *)

*) Die Italiener verstehen es mit ihren immergrünen Pflanzen ihren Anlagen südlichen Charakter zu verleihen. Man kann dies u. a. auf dem Monte

Aber die Erfindungsgabe des Menschen hat diesen Villen noch einen besonderen Reiz verliehen durch die großartigen Wasserkünste. So stürzt in der Villa Aldobrandini zwischen prächtigen Eichen eine Wassermasse herab, welche weither vom Gebirge geleitet ist. Von der Terrasse des Casino genießt man einen herrlichen Ausblick. Im Schatten von immergrünen Eichen hingelagert, genoss ich das prachtvolle Panorama, das sich dem Auge über die weite Campagna, auf Rom und bis auf das glitzernde Meer bietet. Wie wohl that mir die Ruhe und Einsamkeit, die mich in so prachtvoller Natur umgab!

Nach einiger Zeit stieg ich weiter hinan zur Villa Rufinella, auch Tusculana genannt, weil hieher Ciceros Tusculanum verlegt wird. Man kommt an einer einsam gelegenen Kapuzinerkirche vorüber und gelangt zu der mitten in einem Naturparke gelegenen Villa, die anfangs dieses Jahrhunderts Eigenthum Lucian Bonapartes war, der sich um die Ausgrabungen auf der Höhe des alten Tusculum Verdienste erworben hat. Wenn man vor der Villa den herrlichen Blick auf den Kranz der gut bewaldeten Berge genießt, so begreift man, dass der große Redner Cicero sich aus dem Lärme und Getriebe der Hauptstadt gerne in diese Einsamkeit zurückzog, um im Studium der Philosophie Trost und Erholung von so vielen Täuschungen zu suchen.

Wer wollte von hier fortziehen, ohne die Stätte des alten Tusculum, den Geburtsort Catos, aufzusuchen, eine Stadt, deren Gründung von der Sage bis auf Telegonus, den Sohn des Odysseus und der Kirke zurückgeführt wird? Bis ins Mittelalter hinein behauptete die Stadt eine gewisse Bedeutung. Im 9.—12. Jhdt. herrschte in Tusculum ein mächtiges Grafengeschlecht, das selbst mit dem päpstlichen Rom den Kampf aufnahm und gegen die mächtige Rivalin sich den deutschen Kaisern anschloss, wie es denn u. a. mit Friedrich Barbarossa im Bunde stand. Dafür traf dasselbe später die furchtbare Rache der Römer, welche die Stadt und Burg von Tusculum i. J. 1191 gänzlich zerstörten und die Einwohner vertrieben. Später entstand am Fuße des Burghügels der Ort Frascati, der sich allmählich zum Städtchen emporhob und nun zu den beliebtesten Orten der Albanerberge zählt.

Gleich hinter der Villa Rufinella führt ein Weg zwischen Gebüsch hinan und durch prächtige Waldung weiter. Wald ist in Italien etwas immerhin Seltenes, und darum muthet er den deutschen Wanderer so heimatlich an. Aber hier sind keine dunklen Tannen oder schwermüthige Kiefern, sondern herrliche Buchen, Ulmen, Kastanien, Eichen, hie und

---

Pincio in Rom beobachten, wo selbst zur Winterszeit der Charakter der abgestorbenen Natur verwischt ist. Bäume, die ihre Blätter verlieren, sind so in der Minderzahl, dass sie unter dem immergrünen Laubwerk verschwinden. Erst im Frühjahr wird man diese angenehme Täuschung gewahr, wenn das saftige Grün der nordischen Laubbäume die matten Farben der südlichen Wintergewächse übertrifft.

da Pinien, die mit ihrer Krone über ihre Umgebung hervorragen und im Winde einen eigenartigen Ton hervorbringen. Allseits bieten sich prachtvolle Ausblicke: auf den monte Cavo, auf Grotta ferata, Marino u. s. w. Immer ansteigend gelangt man zu dem außerhalb der alten Stadtmauern gelegenen Amphitheater, von dem Überreste der Backsteingewölbe erhalten sind, welche die Sitzreihen trugen. Die Erinnerung an Cicero ist in der Gegend noch lebendig, und so nennen die Führer diese Reste scuola di Cicerone. Weiter hinauf gelangt man auf einem antiken Sträßchen, dessen polygones Basaltpflaster ziemlich erhalten ist, zum antiken Forum und dem gut erhaltenen Theater. Noch erkennt man im Grundrisse die scena, sieht die 15 Sitzreihen aus Peperin*), die cunei und die Ausgänge. Der Zuschauerraum war gegen Westen gewendet. Welch herrlicher Blick bot sich den Zuschauern auf die Campagna, auf Rom, das Meer und weithin nach Südetrurien! Hinter dem Theater kommt man zu einem großen Wasserbehälter (piscina) in 4 Abtheilungen mit noch erhaltenen Pfeilern. Steil geht es dann hinan zu der etwa eine Viertelstunde höher gelegenen Burg, welche sich auf dem Felsen ausbreitete, wo sich jetzt aus Steinblöcken hervor ein Kreuz erhebt. Der Platz liegt etwa 50 Meter über der antiken Stadt und hat einen Umfang von circa 800 m. Man hat von da aus (676 m. ü. M.) eine sehr weite Rundschau über Latium. Man erblickt Rom mit der Peterskuppel, davor die Campagna mit ihren Ruinen, darüber hinaus das Meer, gegen Norden den Soracte und die ciminischen Berge, das Sabinergebirge mit Tivoli und endlich den ganzen Kreis der Albanerhöhen mit dem beherrschenden monte Cavo. Blickt man von dieser Höhe herab in die sonnige Landschaft, so steigen vor dem geistigen Auge der Phantasie die Gestalten der Mythe und Geschichte auf, welche jene Gegend belebten. Dort unten ist das Land des römischen Troja, dort die Stätte der Heldenkämpfe der unvergänglichen Aeneis; dort wogten Kämpfe des Heiden- und Christenthums, des Mittelalters und der neueren Zeit. Natur und Geschichte haben ihre Reize in eigener Fülle über diese Gegend ausgeschüttet, und nicht ohne innere Bewegung besucht man diese alte und doch ewig reizvolle Landschaft.

Den Rückweg nahm ich links am Rande des Berges auf einer ziemlich erhaltenen antiken Straße und gelangte bald auf den Hauptplatz von Frascati. In den Gassen sah ich Handwerker vor ihren Thüren arbeiten. Landleute fahren vom Felde heim. Die kleinen Pferde keuchen unter der Last der großen Bündel, die sie tragen. Während aber die Frauen zu Fuße daherkommen, reiten die Männer behäbig. Kutscher

*) Der Peperin (Pfefferstein) ist ein jüngstes Product vulcanischer Natur, in der Farbe aschgrau, im Bruche feinerdig, reich an Glimmeraugit und wird vielfach als Baumaterial verwendet.

mit ihren Wägelchen, Ciceroni mit ihren Maulthieren drängen sich heran. Die Töchter Frascatis wandeln blumengeschmückt dem Corso im »giardino pubblico« zu. Ich wandelte weiter in den Straßen und gerieth zum öffentlichen Waschhause, das in italienischen Landstädten eine gewisse Rolle spielt. Als ich die etwas barbarische Manipulation mit der Wäsche sah, da begriff ich wohl die Mahnungen unserer Reisebücher. Mit Interesse beobachtete ich von der Terrasse oberhalb des Waschhauses in einem dichten Kreise zwei Moraspieler und staunte über den Eifer und die Leidenschaft, mit der dieses eigentlich doch eintönige Spiel betrieben wird. Im allgemeinen sieht man in Frascati einen hübschen Menschenschlag, auch die Tracht hat noch vielfach Eigenthümliches erhalten. Mit großer Verspätung — was auf italienischen Bahnen außer bei Schnellzügen nichts Ungewöhnliches ist — kam ich abends wieder in Rom an.

Ein späterer Ausflug führte mich an die Südseite der Albanerberge, wo die Perlen dieses Gebirges, der Albaner- und Nemisee, in alte Kratermündungen eingebettet sind. Man benützt am besten die directe Eisenbahn von Rom nach Albano. Die Bahn folgt bis porta Furba der Neapler Hauptlinie und führt dann zwischen der via Appia nuova und vecchia hin. Rechts erblickt man die Grabreihen der »Königin der Straßen«, links die Ruinen der antiken Aquaeducte, neben denen sich die moderne Leitung der Aqua Marcia recht bescheiden ausnimmt. Die Bahn steigt langsam an und erreicht in großem Bogen und dann durch einen Tunnel die Station Marino (das alte Castrimoenium), welche auf einem Vorsprunge des Gebirges schön gelegen ist. Der Ort zeichnet sich durch seine Lage, seine reine Luft und seinen vortrefflichen Wein aus.

Hinter Marino übersetzt die Bahn einen tiefen Einschnitt, in dessen Grunde ein Bach fließt, die antike aqua Ferentina. An ihrer Quelle hielten die Latiner ihre Bundesversammlungen. Durch einen Tunnel gelangt man an den Westrand des Albanersees, der einen alten Krater ausfüllt und reiche unterirdische Quellen hat. Sein Anblick macht bei jeder Beleuchtung einen großartigen Eindruck und nimmt den Beschauer wie durch einen geheimen Zauber gefangen. So schön und eigenartig die Seen unseres herrlichen Salzkammergutes sind, ich möchte jenem doch den Vorzug geben. Seine Begrenzung bildet ein natürliches Amphitheater von eirunder Gestalt. Der krystallhelle Wasserspiegel, die gute Bebauung der ansteigenden Ufer, das oberhalb thronende Castell Gandolfo, der gegenüber im Hintergrunde aufragende monte Cavo, die Erinnerung an die reiche Sage und Geschichte — alles dies bringt, vereint mit der Stille und Einsamkeit der Umgebung, einen düster feierlichen Eindruck hervor.

Die Bahn umzieht auf längerer Strecke den See. In Station Castell Gandolfo verließ ich den Zug. Man steigt auf ziemlich steilem Pfade

zum Orte empor, dessen Anlage schon auf römische Zeit zurückgeht. Der jetzige Name rührt von dem Geschlechte der Gandolfi her, welche hier im 12. Jhdt. ein Castell erbauten. Am Ende des 16. Jhdts. gelangte es in den Besitz der Päpste, die es vielfach als Sommerfrische benützten. In neuester Zeit hat Pius IX. hier manchen Sommer zugebracht. Noch jetzt ist der Palast, der unter Urban VIII. erbaut wurde, nach dem italienischen Garantiegesetz von 1871 Besitzthum der Päpste und enthält gegenwärtig ein Nonnenkloster. Ein reizender, von immergrünen Eichen beschatteter Weg, die sog. Galleria di sopra *) führt oberhalb des Sees in etwa einer halben Stunde nach Albano.

Sein Name erinnert an das uralte Alba Longa, welches die älteste latinische Stadt, Haupt des Bundes und die Mutterstadt vieler Colonien, vor allem Roms war. Während Alba Longa oberhalb des Sees gegen Rocca di Papa hin gelegen war, erhob sich später am Südostabhange des Sees das municipium Albanum. Dort lag auch ein Landgut des Pompeius, dessen Grab einige Schritte vor dem nordwestl. Eingange der Stadt gezeigt wird Seine zweite Gattin Cornelia soll seine Asche bei dieser albanischen Villa beigesetzt haben. Später entstand eine grosse kaiserliche Villa (Albanum Caesaris) daselbst, mit der unter Domitian auch ein Lager der praetorianischen Garde verbunden war. Der Boden jener Gegend birgt allenthalben Ueberreste aus der Zeit des Alterthums. Schon um das Jahr 460 wurde Albano Bischofstadt und ist noch jetzt Sitz eines der sechs suburbicaren Cardinalbischöfe. Am Ende des 17. Jhrdts. kam es in dauernden Besitz des Kirchenstaates. Wegen seiner hohen Lage (380 m. ü. M.) und seiner fieberfreien Luft ist Albano Lieblingsaufenthalt des römischen Adels. Für den Fremden und vor allem für den Maler bietet der Ort auch Interesse durch den schönen Menschenschlag mit seiner oft malerischen Tracht, die allerdings jetzt auf die Festtage beschränkt ist.

Verlässt man Albano in der Richtung gegen Ariccia, so trifft man kurz vor der Stadt auf das sog. Grabmal der Horatier und Curiatier, in dem man aber eine spätere Nachahmung eines etruskischen Grabes erkannt hat. Der Weg nach Ariccia führt auf prachtvoller neuer Straße. Man passiert den großartigen Viaduct, welcher ein breites Thal, die Vallericcia, übersetzt. Dieser Bau, welcher sich den großen Bauwerken der alten Römer kühn an die Seite stellen darf, wurde unter Pius IX.

*) Rechts am Wege steht einsam eine Todtenkapelle. Todtenköpfe auf dem Altare, in einer Ecke ein Gerippe eines etwa 10jährigen Kindes. Über der Thüre steht die bezeichnende Inschrift:

O passagier t'arresta nel cammino
E qui contempla bene il tuo destino.

Eine stärkere Mahnung an die Vergänglichkeit des Erdenlebens kann man sich in so herrlicher Natur und schöner Umgebung kaum denken!

1846 - 53 erbaut. Der Viaduct erhebt sich in drei Arcadenreihen über einander bis zu einer Höhe von 58 m. Links davon dehnt sich ansteigend der Park des Fürsten Chigi aus mit prächtigen alten Bäumen, in dem laut testamentarischer Bestimmung kein Baum geschlagen werden darf.

Das heutige Ariccia, an einem Bergesabhange gelegen, nimmt die Stelle der Burg der alten Stadt ein. Ariccia, dessen Name an die Gattin des durch Aesculap vom Tode erweckten Hippolytus erinnert, war eine alte Latinerstadt und lag in dem Thalkessel gegen Süden, der noch jetzt den ehemaligen Krater erkennen läßt. Es war die fünfte Station der via Appia (Hor. Sat. I., 5, 1), deren Unterbauten gegen Genzano hin noch sichtbar sind. Das weitgedehnte Thal zeichnet sich landschaftlich durch seine Farbenpracht, aber auch durch seine Fruchtbarkeit aus.

Von Ariccia führt nach Genzano eine schöne, schattige Straße, zum Theile über Viaducte. Genzano, das hoch über dem südwestlichen Rande des Nemisees gelegen ist, entstand erst im 13. Jhrdt. Es ist jetzt durch seinen vortrefflichen Wein berühmt. Eine große Anziehungskraft bildete ehemals das 8 Tage nach Frohnleichnam gefeierte Blumenfest, infiorata di Genzano, wobei die Procession durch eine Straße zog, die mit Blumenblättern in Teppichmusterform bestreut war. Wie so viele alte Bräuche, ist auch dieses kirchliche Fest eingegangen. Der nivellierende Geist unserer Zeit ist den Äußerungen des Volkslebens wenig hold.

Von Genzano führen zwei Wege in der Zeit von etwa einer Stunde nach Nemi. Der Fahrweg läuft am östlichen Rande des Sees hin mit reizenden Aussichten auf den See und die an seinem Nord- und Südufer gelegenen beiden Städtchen, sowie den Kreis der umliegenden Anhöhen. Der Nemisee füllt wie der Albanersee einen Krater aus, liegt höher als dieser, ist aber bedeutend kleiner. Bringt der Albanersee einen gewissen düsterfeierlichen Eindruck hervor, so vereinigt der Nemisee damit den Eindruck der Anmuth. Die herrlichen Schattierungen des reich bepflanzten Kraters, der wunderbar bläuliche, tiefe Wasserspiegel, der von Winden unberührt ist, darüber das Waldesdunkel im Vereine mit den Erinnerungen aus mythischer und historischer Zeit machen einen nachhaltigen Eindruck. Der See mit seinen Waldesufern war einstmals eine Verehrungsstätte der Diana, wohin Frauen der Göttin reiche Geschenke brachten. *) Von dem heiligen Haine der Göttin (nemus) hat der See und der Ort seinen Namen. Der Hain lag unterhalb des jetzigen Städtchens; Reste eines Tempels sind aufgedeckt worden.

Wegen seiner eigenartigen Reize ist der Nemisee immer das Ziel von Künstlern und Besuchern gewesen, welche die Schönheit der Natur in

*) Ov. Fast III. 267—270.

reichen Zügen genießen wollen. So war die Gegend u. a. in der römischen Kaiserzeit viel besucht. Der Tempel der Diana (aus ihm soll u. a. die bekannte Statue der Diana von Versailles stammen) war so reich, dass Augustus bei seinem Schatzhause eine Anleihe machen konnte. An den Nemisee knüpft sich auch die locale Überlieferung von dem untergegangenen Schiffe des Tiberius, einem mit unerhörter Pracht ausgestatteten Bauwerke der Kaiserzeit, dessen Andenken erst in jüngster Zeit wieder aufgefrischt wurde. Schon viel früher — im 16. Jhrdt. — hat man sich damit beschäftigt, und römische Museen bergen angebliche Überreste dieses Prachtschiffes. Unlängst haben nun auf Anregung eines römischen Cavaliers Nachforschungen im See stattgefunden, und italienische Zeitungen wussten über großartige Funde zu melden. Illustrierte Zeitungen beeilten sich bereits, ihren Lesern Reconstructionen dieses Prachtschiffes zu entwerfen, wobei natürlich der Phantasie freiester Spielraum gegeben war. Neuere Mittheilungen bezeichnen dieses angebliche Schiff des Tiberius oder eines anderen Kaisers als ein Phantasiegebilde, und es ist überhaupt nach den gefundenen Resten nicht sicher zu stellen, was der See an der betreffenden Stelle eigentlich verbirgt.

Wir sind auf unserer Wanderung in dem Städtchen Nemi angekommen; es ist ein kleiner, mittelalterlicher Ort, der sowie Genzano erst spät (im 12. Jhdt.) entstand. Einfache Häuser, enge Straßen; aber die Lage über dem See auf einem Felsvorsprunge ist reizend, vielleicht eine der herrlichsten in Italien. In der Tiefe der glänzende Wasserspiegel, den der wohlbebaute Kraterrand mit berühmter Flora umzieht, davor Genzano mit seinem Castelle, dahinter monte due Torri, ein alter Wartthurm, malerische Baumgruppen, Landhäuser und im Hintergrunde das tyrrhenische Meer — alles dies rechtfertigt den Ruf jener Gegend, die namentlich bei abendlicher Beleuchtung durch das wunderbar prächtige Colorit einen unvergleichlichen Anblick bietet.

## 3. In den Marken und der Romagna.

Sieht man von Venedig ab, so liegen die italienischen Küstenstädte des adriatischen Meeres etwas abseits vom großen Fremdenverkehre. Und doch bieten auch diese viel Eigenartiges, und ihr Besuch, namentlich der von Ravenna, ergänzt in kunsthistorischer Hinsicht wesentlich die Kenntnis von Italien. Heutzutage sind die hervorragenden Orte alle mit der Eisenbahn zu erreichen, und es genügt eine verhältnismäßig kurze Zeit, um die wichtigeren Punkte kennen zu lernen.

Es war schon Mitte Juli, als ich von Rom aus die Apenninen zum vierten- und letztenmale durchquerte, um die Küste des adriatischen Meeres bei Ancona zu erreichen. Man benützt von Rom aus zunächst

bis Orto die Hauptstrecke nach Florenz. Bald nach der Ausfahrt von Rom wird der Charakter der römischen Campagna bemerkbar. Weite Grasflächen, vielfach von Hürden eingeschlossen, in welchen Rinder und Pferde weiden. Nur selten erscheinen um diese Jahreszeit die Hirten in ihrer eigenartigen Tracht, mit dem nach außen gekehrten zottigen Felle und mit dem knorrigen Hirtenstabe, den sie wie ein Scepter tragen. Ohne den Hirten kann man sich die Campagna kaum denken. Er ist eine stehende Figur darin, sowie der Reiter, der mit dem flatternden Mantel, dem in die Stirne gedrückten Spitzhute und der Lanze in der Hand auf seinem kleinen, aber ausdauernden Renner dahinfliegt.

Bald gelangt man ins Tiberthal. Recht einsam und traurig stehen die meisten Stationsgebäude da, in deren Umkreise, als ein Zeichen der Fiebergegend der Eucalyptusbaum angepflanzt ist. Nun kommt der Soracte zum Vorscheine, den man auf weiter Strecke umfährt, wobei er dem Auge die verschiedensten Formen darbietet. Nicht ohne Wehmuth ließ ich meinen Blick zurückschweifen in die Richtung von Rom, wo ich so oft von der Terrasse bei S. Pietro in Montorio nach dem Berge im Norden ausgeblickt hatte, dessen Name mir noch aus der Studienzeit in Erinnerung war. Bei Orte tritt die Bahn auf die Strecke Foligno—Ancona über, und man kommt in eine schöne Gebirgsgegend. Allmählich werden die Thäler schmäler; es eröffnen sich schöne Blicke auf das ziemlich gut bewaldete Gebirge, die Gegend ist gut angebaut. Man fährt an landschaftlich und historisch interessanten Städten vorüber. Da liegt zunächst Narni malerisch auf hohem Felsen, das alte umbrische Narnia (früher Nequinum), der Geburtsort des Kaisers Nerva; weiter Terni, das alte Interamna, das als Geburtsort des berühmten Geschichtschreibers Tacitus angesehen wird. Es liegt in dem gut bebauten Thale der Nera (Nar im Alterthum.) Berühmt sind die Wasserfälle von Terni, welche der in einiger Entfernung oberhalb Terni in die Nera sich ergießende Velino bildet. Diese Fälle, in denen sich der Velino in mehreren Terrassen, stürzend und schäumend, herabgießt, haben durch ihre Höhe, ihren Wasserreichthum und ihre schöne Umgebung wenige ihresgleichen in Europa. Die Regulierung des Velino und seiner Fälle, welche durch die starken Kalkablagerungen und die nachfolgende Erhöhung des Bettes von Zeit zu Zeit die Umgegend gefährden, war schon in alter Zeit Gegenstand des Streites, wie u. a. Tacitus zu erzählen weiß, *) und ist es auch später geblieben. Die Bahn steigt allmählich an, durchbricht in einem langen Tunnel einen Hauptstock des Apennin und erreicht die Gegend von Spoleto, das alte Spoletium. An einer Hauptverbindungsstraße, der alten via Flaminia, gelegen, hat die Stadt immer in der ital. Geschichte eine gewisse Rolle gespielt. Bedeutend war

*) Ann. I, 79.

diese im Mittelalter unter den Gothen und Longobarden. Die letzteren begründeten hier im 8. Jahrhunderte ein mächtiges Herzogthum, aus dem im 9. Jahrhunderte nach dem Falle der fränkischen Karolinger auch römische Kaiser hervorgiengen.

Durch fruchtbare Landschaft gelangt man nach Foligno, dessen Name an das einst in der Nähe gelegene Fulginium erinnert, das im Mittelalter zerstört wurde. Die Fahrt wird immer romantischer ; sie führt durch enge Thäler, durch viele, oft lange Tunnelle, über Brücken und Viaducte mit prachtvollen Blicken auf die sich erhebenden Bergzüge, sowie auf die tief unten dahin fließenden und schäumenden Bäche. Jede der Bahnfahrten durch die Apenninen hat ihre großartigen Schönheiten, und man kann nicht ohne Bewunderung solche Strecken passieren, die in der Kühnheit ihrer Anlage, in der die Italiener wirklich Meister zu nennen sind, mit den größten europäischen Bahnbauten wetteifern. Befährt man solche Strecken in Italien, so begreift man es gut, dass bei uns italienische Arbeiter so gerne zur Ausführung schwieriger Terrainarbeiten verwendet werden. Die Reisegesellschaft in den Waggons dritter Classe bot manches Interesse. Das der zweiten Classe kennt man ja wie überall sehr bald, das der dritten hingegen bietet von Landschaft zu Landschaft neue Züge und eine Fülle von Wahrnehmungen, für die man ja kleine Unannehmlichkeiten gerne hinnehmen mag. Auffallend war mir der Mangel jeglicher Landestracht, die man in der Umgebung Roms noch so vielfach beobachtet. Aber selbst die einfachsten Leute waren freundlich und zuvorkommend; schön ist ihre Theilnahme, ihr freudiger Stolz, dass ich, der Fremde, in ihrem Lande so vieles Interessante finde; sie verzeihen jeden Sprachverstoß, ergänzen und verbessern in der liebenswürdigsten Weise. In dieser Richtung kann ich nur auf die angenehmsten Erfahrungen bei meinen oftmaligen und zum Theile sehr langen Fahrten in Italien hinweisen.

Gegen Abend wurde der Spiegel des adriatischen Meeres sichtbar, das wir bei Falconara erreichten. Zahlreiche Segelboote und Fischerbarken belebten die See, ein allerliebster Anblick, wie ich ihn ähnlich oft des Morgens im Golf von Neapel genossen habe. Spät abends erreichte ich Ancona.

Unus Petrus est in Roma,
una turris in Cremona,
unus portus in Ancona.

Obiger Spruch bezeichnet die Bedeutung von Ancona als See- und Handelsstadt. Sein Hafen hat eine prachtvolle Lage und gilt als einer der besten Italiens. Zwei natürliche Vorgebirge im Norden und Süden, deren Krümmungen einen sicheren Landeplatz darbieten, haben in alter Zeit der Stadt den Namen gegeben, der auf das griechische *ἀγκών* zurückgeführt »Ellenbogen« bedeutet. Dorische Griechen aus Syracus,

welche mit der Tyrannis des älteren Dionysius unzufrieden waren, ließen sich hier nieder. Die Römer machten später die Stadt zur Colonie. Erst in der Kaiserzeit aber beginnt ihre Entwicklung, namentlich unter Traian, der den natürlichen Hafen im Norden durch Anlage von Dämmen und anderen Bauten erweiterte. Daran erinnert noch jetzt am alten Hafendamm der wohlerhaltene Triumphbogen des Kaisers aus Marmor, ein würdig einfaches Werk des Alterthums, das der römische Senat i. J. 115 n. Chr. dem Kaiser als Dankesmonument für die Wiederherstellung des Hafens errichtete, wie es die auf der Attica angebrachte Inschrift besagt. Auch die päpstliche Herrschaft besitzt am Hafen ein Monument ihrer Fürsorge für Ancona, den Arco Clementino, zu Ehren Clemens XII. im 18. Jhrhdt. errichtet. Der treffliche Hafen sowie die Lage der Stadt, die sie zu einer natürlichen Festung gestaltet, haben der Stadt im Mittelalter und in der neueren Zeit stets eine erhöhte Bedeutung verlieben.

Sehr zeitlich am nächsten Morgen begann ich meine Wanderung den stattlichen Hafenquai entlang. An der Dogana (dem Zollamte) herrschte bereits Leben. Hafen- und Fabriksarbeiter kamen zahlreich daher, einzelne machten noch bei den öffentlichen Brunnen Toilette. In einer Hafenschenke brauten sich andere ein merkwürdiges Getränk. Ich trat auch in die Schenke ein, wo eine ältere Frau hantierte. Der Wermuth, den sie mir credenzte, war wohl der schlechteste auf meiner ganzen Reise. Aber ich betrachtete nicht ohne Interesse das Gebaren und die verschiedenen Typen der Leute, die meist kräftig und von schöner Gestalt waren, ein Zug, der in der Bevölkerung der Marken deutlich hervortritt.

Schon vom Hafen aus bietet die Stadt, welche amphitheatralisch auf terrassiertem Felsen vom Meeresufer ansteigt, einen prachtvollen Anblick. Ich stieg nun durch enge Gassen, später auf Treppenwegen zum Dom von S. Ciriaco hinauf, der auf der Höhe des Monte Guasco, welcher den Hafen im N. O. schützt, sich erhebt, mit weiter Aussicht auf das Meer und das ganze Küstenland bis gegen Venedig. Hier stand einst ein Tempel der Venus marina, dessen Juvenal und Catull gedenken.

Der Dom ist ein ganz merkwürdiges Bauwerk. Er hat die Form eines griechischen Kreuzes und ist nach jeder Richtung dreischiffig. Ein Gemisch von lombardischen und byzantinischen Bauformen, macht er auch durch seine zwölfeckige Kuppel, die eine der ältesten in Italien ist, einen eigenartigen Eindruck, wozu u. a. 10 antike Säulen aus dem Venustempel mit ihren späteren Capitälern korinthisierenden Stiles, der offene, gewölbte Dachstuhl, die beiderseitigen Krypten in den Querschiffen beitragen. Dazu kam bei mir noch die vollständige Einsamkeit und Ruhe in dem Gotteshause zur frühen Morgenstunde. Neben dem Dome erhebt sich der bischöfliche Palast, in dem der bekannte Papst

Pius II. (Aeneas Silvino) starb, nach vergeblichen Bemühungen, einen Kreuzzug gegen die Türken zustande zu bringen.

Steigt man von der Höhe des Domes zur Stadt herab, so kommt man durch enge Gassen mit schönen Ausblicken auf das Meer. Die Häuser sind oft mehrere Stockwerke hoch bei beständig ansteigendem Terrain. Diese älteren Stadttheile haben noch echt mittelalterliches Gepräge und unterscheiden sich vortheilhaft von den seit 1860 neu angelegten östlichen Stadttheilen. Hier wie in anderen Städten Italiens erkennt man so recht, wie wenig künstlerisch die moderne Bauthätigkeit mit ihrer Nivelliersucht und ihren Kasernenbauten wirkt. Sieht man daneben eines der älteren Gebäude Anconas, z. B. die Präfectur mit ihren gothischen Hallen und dem herrlichen Renaissancebogen oder die loggia dei mercanti (Börse), einen spätgothischen Bau mit prächtiger Façade, den Communalpalast (Rathhaus) u. a. m., so wird man jener Zeit des 15. und 16. Jhrdts., da diese Bauten meistens entstanden, den Tribut anerkennender Bewunderung nicht versagen dürfen. Und wer z. B. in Rom die neuen, zum Theile wieder verfallenden Häuserquartiere gesehen hat, der wird von der modernen Bauentwicklung der ewigen Stadt kaum sonderlich erbaut sein.

Wohl könnte ich von dem Leben im Hafen, wo österr.-ungarische Schiffe viel verkehren, von meinem Zusammentreffen mit einem ungarischen Professor erzählen, mit dem ich längere Zeit italienisch conversierte, bis wir uns im geliebten Deutsch wohler fanden, dem wehrt aber der Raum. Ich verließ Ancona nicht ohne Befriedigung über das Gesehene, um einer Stadt entgegenzufahren, welche in Denkmälern und Namen noch heute die lebhafteste Erinnerung an die reiche römische Vergangenheit bewahrt, das ist Rimini, das alte Ariminum.

Die Eisenbahn von Ancona nach Rimini bleibt meist nahe der Küste und berührt historische Gegenden und Städte: Sinigaglia (Sena Gallica), Fano (das alte Fanum Fortunae), mit einst berühmtem Hafen, davor der Metaurus, durch die Niederlage Hasdrubals im 2. pun. Kriege bekannt; Pésäro (Pisaurum), eine alte Stadt, von Bedeutung zur Zeit des byzantinischen Exarchates, in neuester Zeit als Geburtsort Rossinis, des Schwans von Pésäro vielgenannt. In dieser Gegend erreicht die Bahnstrecke die alte via Flaminia, welche in Rimini ausmündete und als via Aemilia ihre Fortsetzung nach Oberitalien fand.

Rimini, eine alte Stadt der Umbrer, seit 269 v. Chr. römische Colonie, hatte als Grenzfeste gegen die Gallier Bedeutung. In den Bürgerkriegen wiederholt erobert, unter dem zweiten Triumvirate den Veteranen zugesprochen, erfreute sich die Stadt der Förderung des Caesar und Augustus. Es hat aber auch im frühen und späteren Mittelalter eine reiche Geschichte, bis es im 16. Jhrdt. unter die päpstliche Herrschaft kam. Rimini lag einst dicht am Meere, ist aber gegenwärtig

über 1 Km davon entfernt. Gleichwohl ist in neuerer Zeit ein Seebad mit modernsten Einrichtungen aufgekommen. Die Lage der Stadt zwischen zwei Flüssen, in fruchtbarer Landschaft, ist anmuthig; ihren Hintergrund bildet ein gut bebautes Hügelgelände, hinter dem sich die Gebirgsrücken des Apennin erheben, in denen gegen S.-W. die kleine Republik San Marino gelegen ist.

Man gelangt vom Bahnhofe in südlicher Richtung bald auf die Hauptstraße der Stadt, den Corso d' Augusto, der die Stadt, welche noch von Mauern umgeben ist, in ihrer ganzen Ausdehnung von N.W. gegen S.O. durchschneidet und die beiden Flüsse, die Marecchia (Ariminus) und Ansa verbindet. Wendet man sich bei der Ankunft im Corso gegen N.W., so gelangt man auf die alte Brücke, den Ponte d' Augusto, eines der schönsten Werke dieser Art aus römischer Zeit. Diese Brücke über die Marecchia, von Augustus begonnen, unter Tiberius vollendet, besteht aus 5 mächtigen Travertinbogen, die nach ihrer theilweisen Zerstörung unter Narses restauriert wurden. Die verschiedenen Verzierungen, die Inschriften an der Ballustrade u. a. haben dem Werke seinen alterthümlichen Charakter erhalten, der in der modernen Umgebung noch mehr hervortritt. Kehrt man zurück, so gelangt man auf den jetzigen Hauptplatz von Rimini, die piazza Cavour mit interessanten Bauten. Der Corso d' Augusto erweitert sich später zur piazza di Giulio Cesare, wo das alte Forum der Stadt lag, dessen Pflaster unter dem jetzigen aufgefunden wurde. Interessant ist hier der große Uhrthurm, ferner die im 16. Jhrdt. errichtete colonna di Giulio Cesare, eine steinerne Basis mit Inschrift, errichtet zur Erinnerung an die Stelle, wo Caesar angeblich nach dem Übergange über den Rubicon die Ansprache an seine Soldaten gehalten hat. Die Kapelle S. Antonio in der Nähe erinnert an den hl. Antonius von Padua, der hier predigte. *)

Weiter gegen Südosten gelangt man zur porta Romana oder Arco d' Augusto. Es ist ein einfacher Triumphbogen des Kaisers, zum Danke für den von ihm vollzogenen Ausbau der via Flaminia im J. 27 v. Chr. errichtet. Der Bogen ist einthorig, von zierlichen korinthischen Säulen flankiert. Zwischen Bogen und Säule befinden sich Reliefbildnisse, auf der Außenseite Jupiter mit dem Blitz und Venus mit der Taube, auf der Innenseite Neptun mit dem Dreizack und Minerva.

Gegenüber diesen und anderen Erinnerungen an die römische Zeit nimmt sich das Leben und Treiben in der Stadt, die gut bevölkert ist, merkwürdig aus, ein Umstand, der so vielen italienischen Städten einen eigenartigen Reiz verleiht. Rimini betreibt lebhaft Fischerei und Seidenweberei. Die Fischerei ist durch ihr Erträgnis von

*) Noch eine andere Erinnerung an den Heiligen hat die Stadt am Canale der Marecchia, wo er nach der Legende den Fischen predigte, weil ihn das Volk nicht hören wollte.

Bedeutung; die Fische der Adria gelten für schmackhafter als die im Westen und sind in Florenz und Bologna beliebt. Die Fischhalle (pescheria) ist ein prächtiger Bau mit vier Brunnen an den Ecken, im 18. Jhrhdt. erbaut.

Wir wollen uns nun einer Stadt zuwenden, die in hervorragender Weise geeignet ist, Interesse zu erregen, wie denn auch ihr Besuch in mir einen nachhaltigen Eindruck hinterlassen hat, es ist Ravenna, die Residenzstadt der spätrömischen Kaiser. Und doppelt interessant ist die Stadt durch ihre Erinnerungen an deutsche Vergangenheit in den gesegneten Gefilden Italiens, welches das Land der Sehnsucht und oft auch des Verderbens für die kräftigen Nordlandssöhne gewesen und geblieben ist. In Ravenna wurde Thumelicus, des Befreiers Hermann und der Thusnelda Sohn, nach seines Vaters Falle auferzogen. Der Markomannenfürst Marbod verbrachte dort den Rest seines Lebens, auf die Gnade des römischen Hofes angewiesen. Die Stadt wurde wegen ihrer Lage, welche durch Sümpfe und Canäle sowie durch eine starke Mauer einen Angriff erschwerte, anfangs des 5. Jhdts. kaiserliche Residenz und dadurch die begünstigte Rivalin Roms. Hier im Kaiserpalast residierte später der erste deutsche Fürst, der das römische Reich bezwang, Odoaker, der Fürst der Heruler. Auch sein Besieger Theodorich, der König der Ostgothen, hielt dort Hof. Sein Andenken lebt in zwei Bauten Ravennas fort, die der Stadt besonderen Reiz verleihen durch die Erinnerung an die deutsche Heldengestalt, die als Dietrich von Bern in der Sage Gestaltung gefunden hat. Hier in Ravenna starb 526 Theodorich, der, wie der gelehrte Römer Cassiodorus schreibt, »unter seiner Regierung viele Städte erneuert, Castelle errichtet, bewunderungswürdige Paläste erbaut und durch seine großen Werke die antiken Wunder überbot«, und wurde daselbst auch wie ein römischer Cäsar in einem Mausoleum begraben.

Nach dem Falle des Ostgothenreiches residierten in Ravenna die Exarchen, die Statthalter der oströmischen Kaiser, und auch nach dem Einfalle der Longobarden blieb es die eigentliche Hauptstadt Italiens. Durch diese Erinnerungen an den tragischen Verfall des römischen Weltreiches, an die Zeit der Völkerwanderung, an den traurigen Untergang des Gothenvolkes, das zuerst ein mächtiges germanisches Reich auf italischem Boden begründete, an den Vorstoß der Byzantiner — durchaus Perioden, welche in Ravenna Denkmäler hinterlassen haben — wird Ravenna neben Rom in historischer Hinsicht eine der merkwürdigsten Städte Italiens. Repräsentirt es ja die Übergangszeit aus der antiken in die christlich-germanische Welt; deshalb ist es auch, wie Gregorovius bemerkt, nicht unpassend als »das Pompeji der gothischen und byzantinischen Zeit« bezeichnet worden.

Die Bahn von Rimini nach Ravenna, erst in neuester Zeit ausgebaut, führt fast immer dem Meere entlang und tritt erst bei Cervia, dem

Endpunkte der pineta, des berühmten Pinienwaldes von Ravenna, etwas von der Küste zurück. *) Kommt man in die Nähe von Ravenna, das ganz in der Ebene liegt, so sieht man nichts als den Mauerring, aus dem einzelne Thürme in der für Ravenna eigenartigen cylindrischen Gestalt, ohne Verjüngung, isoliert hervorragen. Wandert man vom Bahnhofe aus durch die strada Farini, vorüber an piazza Anita Garibaldi, so stößt man überall auf Erinnerungen aus der neuesten Geschichte Italiens. Äußerlich erinnert nichts an die große Vergangenheit. Die Straßen sind meist geradlinig angelegt, die Häuser niedrig und modern gebaut, die Straßen still und menschenleer. Keine großartigen öffentlichen Gebäude wie etwa in Padua, Bologna, Verona, kein imposanter Kirchenbau, die meisten davon äußerlich verfallen. Man fühlt sich einigermaßen enttäuscht. Betrachtet man aber später an Orten, wo man es gar nicht vermuthet, die Denkmäler der Stadt, welche ein gütiges Geschick aus den Wirnissen der Völkerwanderung gerettet hat, Überreste, denen nur die römischen, freilich in allgemeinerem Sinne, zur Seite gestellt werden können, dann versteht man die hervorragende Stellung, welche ihnen die Kunstgeschichte als köstlichen Überresten aus der vorkarolingischen Zeit anweist.

In der Verlängerung der oberwähnten Straße gelangt man auf die piazza Vittorio Emanuele, den Hauptplatz der Stadt, welcher für das alte Forum gehalten wird. Der Platz macht keinen bedeutenden Eindruck, ist auch ohne Leben. Aus der Zeit der venezianischen Herrschaft rühren die zwei hohen Granitsäulen her, von denen die eine die Statue des S. Apollinare, des Hauptpatrones der Stadt, trägt, die andere die des S. Vitale (an Stelle des ehem. venezianischen Löwen). An der S. W.-Seite des Platzes steht eine Halle, welche acht antike Granitsäulen enthält, angeblich Reste einer Basilica des Hercules. An ihre Restauration durch Theodorich erinnert noch das Monogramm des Gothenkönigs an zweien der Säulen.

Von der Südostecke des Hauptplatzes gelangt man über die piazza Allighieri mit dem Theater zum berühmten Grabmal Dantes, wo die irdischen Reste eines der größten Geister Italiens ruhen. Das Grabmal ist ein kleiner Tempel im Stile der Renaissance, mit einer Kuppel über-

*) Bald hinter Ravenna übersetzt die Bahn einen geschichtlich interessanten Fluss in seinem Unterlaufe, den alten Rubicon, der als Grenzfluss Italiens und Galliens durch Cäsars Übergang im Jahre 49 v. Chr. bekannt und berühmt ist. Wie etwa einst griechische Städte um die Ehre der Geburt Homers gestritten haben, so wogte ein Jahrhunderte langer Streit zwischen einzelnen Ortschaften der Romagna um die Ehre, den Rubicon zu eigen zu haben. Sogar zur Geschichtsfälschung durch Monumente hat man gegriffen. An der Straße zwischen Cesena und Savignano zeigt man z. B. eine Säule, deren Inschrift einen Senatsbeschluss wider diejenigen enthält, welche ohne Erlaubnis den Rubicon, die Grenze Italiens, überschritten. Und noch im 18. Jhdt. hatte der päpstliche Appellationshof einen darauf bezüglichen Rechtsstreit zu entscheiden.

deckt. Dem Eingange gegenüber steht der Sarkophag, der in einer Marmorurne die Gebeine des Dichters umschließt. *) Die Rückwand oberhalb des Sarkophags enthält ein Relief, Dante in Halbfigur, außerdem in den Ecken die Bildnisse der Beschützer und Lehrer des Dichters, vorne Can grande della Scala, hinten Guido da Polenta; r. Brunetto Latini, l. Vergil. Der Entwurf zu dem Grabmale entstand bereits 1482, später wurde es zweimal (1592 u. 1780) erneuert. Im J. 1865 wurden anlässlich der Feier des 600jährigen Geburtstages Dantes seine Gebeine unter großen Feierlichkeiten wieder im Sarkophage beigesetzt.

Das Grabmal bildet den Stolz der Ravennaten. Ich sah dies auch dem jungen Gymnasiasten an, der mich freundlich zu dieser Stätte geleitete und mir in lebhafter Weise Erklärungen gab. Bekannt ist die Verehrung, welche Lord Byron, der im Anfange dieses Jahrhunderts (1819—21) in Ravenna lebte, dem Dichtergenius entgegenbrachte. Er gieng angeblich nie an dem Grabmale vorüber, ohne sein Haupt zu entblößen. Und im Childe Harold ruft er der Stadt zu:

„Sei stolz, Ravenna! Dort am öden Strand,
Du Burg des späten Reiches, schläft geehrt
Der große Flüchtling".

Als Dante aus seiner Vaterstadt Florenz vertrieben wurde, irrte er heimatlos und in bitterer Armut umher und kam i. J. 1320 von Verona nach Ravenna, wo Guido da Polenta, ein guelfischer Fürst, ihn, den eifrigen Ghibellinen, freundlich aufnahm. Das Haus, in dem Dante Gastfreundschaft genoss, ist jetzt durch eine Tafel bezeichnet. Dante starb am 14. September 1321 im 56. Lebensjahre. Sein Leichnam, mit den Insignien der Dichtkunst geschmückt, wurde von den vornehmsten Bürgern Ravennas zu Grabe getragen; sein großer Gönner hielt ihm selbst die Leichenrede. Bis zur Errichtung des Grabmales waren die Gebeine des Dichters in der Kirche S. Francesco in der Nähe beigesetzt. Die Einsamkeit seines Grabmales, in dessen Nähe ein kleiner Park angelegt ist, wirkt auf den Beschauer umso tiefer ein, wenn er der Schicksale dieses größten Dichters Italiens gedenkt. Man darf es als eine Gerechtigkeit der Geschichte bezeichnen, dass seine Gebeine an die Vaterstadt nicht herausgegeben wurden, obwohl ihm diese (1396) ein Prachtgrab im Dom zu errichten beschloss. In Ravenna setzt der Dichter gleichsam noch im Tode, ferne von dem undankbaren Florenz, seine Verbannung fort.

*) Auf ihm steht die Dante selbst zugeschriebene Grabschrift:

Jura Monarchiae, Superos Phlegethonta lacusque
Lustrando cecini, voluerunt fata quousquo.
Sed quia pars cessit melioribus hospita castris,
Auctoremque suum petiit felicior astris,
Hic claudor Dantes patriis extorris ab oris,
Quem genuit parvi Florencia mater amoris.

Nicht weit entfernt liegt der Dom S. Orso, der im 18. Jhrhdt. vollkommen umgebaut wurde. Ursprünglich stand an der Stelle eine fünfschiffige Basilica. Nur der runde Glockenthurm, der sich in seltsamer, unregelmäßiger Verjüngung erhebt, ist vom alten Baue erhalten. Von diesem wird noch ein Krypte mit Kreuz- und Tonnengewölben gezeigt; auch sonst sind manche Überreste erhalten, u. a. Bruchstücke einer alten Kanzel (Ambon) aus dem 6. Jhdt. mit merkwürdigen Thiergestalten. Interessant ist in der Sacristei der Canonici der Bischofstuhl des hl. Maximian aus Elfenbein mit Reliefs aus dem 5. und 6. Jhdt., darunter Johannes der Täufer und die vier Evangelisten, Scenen aus der Geschichte Christi, des heiligen Josef, alles mit reichem Ornamentwerk. Sieht man diese und ähnliche Kunstwerke, so kann man nur voll Bewunderung die Kraft des Glaubens und der religiösen Überzeugung anstaunen, welche die Künstler bei ihren Arbeiten begeisterte. Nahe am Dome erhebt sich das berühmte Baptisterium der Orthodoxen (S. Giovanni in Fonte), d. h. die römisch-katholische (nicht arianische) Taufkirche. Es ist wohl der älteste erhaltene Bau Ravennas, ca. 400 n. Chr. aufgeführt, interessant durch seine ganze Anlage wie seine innere Ausschmückung. Im Grundrisse ein Achteck von etwa 11 m. Durchmesser, besitzt es zwei Eingänge an den Diagonalseiten und vier halbrunde Ausbauten. Die Wände sind durch Arcaden in zwei Geschosse gegliedert, das untere hat acht Rundbögen über korinthischen Ecksäulen. Über dem Ganzen erhebt sich die Kuppel, die wie bei anderen Bauten Ravennas aus hohlen Thonziegeln besteht. Ihre Spitze krönt noch das alte Metallkreuz, das laut Inschrift ein Erzbischof (ca. 680) aufsetzen ließ. Ist dieser Bau wichtig für die Kunstgeschichte als altes Denkmal des Überganges vom Achteck in den Kreis, so ist er hochinteressant durch seinen noch trefflich erhaltenen Mosaikenschmuck aus dem 5. Jahrhunderte, der die Bedeutung des Taufactes erläutert. Christus ist (wie auch in anderen Mosaiken Ravennas) bärtig dargestellt, der Jordan als antiker Flussgott, die Apostel, von Petrus und Paulus geleitet, in antiken flatternden Gewändern. Daneben und dazwischen allerlei Zierratwerk von Pflanzen, Früchten, Thieren u. a., theils auf Gold-, theils auf blauem Grunde — eine so eigenartige Farbenpracht, wie man sie etwa an pompejanischen Wandgemälden sieht, und doch einen ganz anderen Geist athmend, den der Verklärung durch die Kraft des christlichen Glaubens. *)

In der Mitte des Raumes erhebt sich noch der alte Taufbrunnen, ein großes Becken aus Porphyr mit weißer Marmoreinfassung, zum Eintauchen des Täuflings bestimmt. Das Ganze stammt aus dem 5. Jahrhdt.,

*) Mit diesen wenigen Zeilen kann auch nicht entfernt der Eindruck geschildert werden, den diese und andere Mosaiken Ravennas auf den Beschauer ausüben.

und ist insoferne für die kirchl. Einrichtungen jener Zeit instructiv. *)

Vom Dome aus kommt man durch eine Querstraße in den Corso Garibaldi, eine lange Straße, welche Ravenna so ziemlich von N. nach S. durchschneidet. In ihr liegt die alte, von Theodorich i. J. 500 begonnene, ehemals arianische Hauptkirche, (jetzt S. Apollinare Nuovo) mit einer ziemlich wohl erhaltenen Innendecoration und prachtvollen Mosaikgemälden aus der Zeit Kaiser Justinians. Sieht man diesen reichen Schmuck ravennatischer Kirchen aus altchristlicher Zeit, — und in solcher Fülle und Erhaltung findet er sich nirgends — so begreift man kaum, dass er erhalten bleiben konnte.

In nächster Nähe dieser Kirche liegen die spärlichen Überreste des Palastes Theodorichs, in das ehemalige Kloster der Franciscaner hineingebaut. Es ist eine Seitenfaçade, schmucklos, unten ein einfaches Thor, darunter eine halbrunde Exedra, an beiden Seiten drei Marmorsäulen mit Rundbogen. Wie sehr die Gestalt des Heldenkönigs den Boden Ravennas beherrscht, beweist auch, dass man in späterer Zeit eine große Porphyrwanne an dem Untergeschosse anbrachte, welche als Sarg des Königs bezeichnet wurde. Der Haupttheil des Palastes aber, dessen Front nach dem Meere zu gerichtet war, lag weiter östlich, wie durch Ausgrabungen reicher Mosaikfußböden erwiesen ist. In diesem Palaste wohnten die Exarchen und die Longobardenkönige, bis Karl der Große als Sieger das Schloss seiner Säulen und seines Schmuckes beraubte.

Mit der großartigsten Erinnerung an Theodorich beschloss ich auch die Tageswanderung an seinem außerhalb der Stadtmauern gelegenen Mausoleum, im Volksmunde wie das Pantheon zu Rom »la rotonda« genannt. Man folgt außerhalb des Nordthores der Landstraße, überschreitet die Eisenbahn und kommt nun zwischen Obst- und Weingärten zu einem mit Bäumen bepflanzten Wege, der einen Ausblick auf das Mausoleum im Hintergrunde eröffnet, das sich in merkwürdiger Reinheit erhalten hat, wenn man daneben die römischen Bauten vergleicht. Nach langem Klopfen erlangte ich durch das Gitter Eintritt. Dieses Mausoleum ist ein Rundbau von grauem Steine, unten zehneckig, mit außen stark vertieften Wandbögen und gewaltigen Eckpfeilern aus istrischen Quadern. Der Unterbau leidet häufig durch Inundation, und dies mochte auch der Grund für die Anlage einer Doppel-Treppe zum Oberbaue sein. Das Obergeschoss, von geringerem Durchmesser, war ursprünglich von einer Säulenhalle umgeben. Das kreisrunde Innere, jetzt ganz kahl, mit 10 Fenstern, enthält nichts als ein Kreuz

*) Als ich aus dem Baptisterium mit dem Custoden zu seiner Wohnung kam, fand ich seine Frau und Tochter im Hausflur eifrig mit Spitzenklöppelei beschäftigt, von welcher Erwerbsart ich bis dahin in Italien nirgends eine Spur gefunden hatte.

und einen höchst einfachen Altar. Kein Sarkophag, keine Inschrift bezeichnet die Stelle, wo der große König begraben lag.

Der Rundbau ist abgeschlossen durch eine flache Kuppel von 11 m. Durchmesser, die aus einem gewaltigen istrianischen Steinblocke besteht, von angeblich 9400 Centnern Gewicht, den, wie Gregorovius schreibt, »Giganten erhoben zu haben scheinen, ein wahres Wunder altchristlicher Bautechnik.« Der einfach ernste Stil des Baues, die eigenartige Umgebung verleihen dieser Erinnerungsstätte Ravennas noch immer einen melancholischen Reiz, der sich noch steigert, wenn man die Geschichte des Baues kennt. Er wurde wahrscheinlich nach Anordnungen Theodorichs selbst von seiner unglücklichen Tochter Amalasuntha aufgeführt. Theodorich, der i. J. 526 in Ravenna starb, wurde darin begraben, aber kaum ein weiteres Glied des heldenmüthigen Königshauses. Schon unter Belisar wurde die Asche des Ketzers entfernt und das Grabmal zu einer Kapelle S. Maria della rotonda umgewandelt. Karl der Große fand seinen Sarkophag nicht mehr vor. Aber der Hünenbau, der dem großen Könige vorschwebte, und den er nach den römischen Mustern modificierte, hat die Jahrhunderte überdauert und blickt wie ein Märchen aus alter Zeit in seine moderne Umgebung. »Die Schatten jener heldenhaften Jahrhunderte schweben um dieses ernste Gothengrab«. In diesen Worten fasst Gregorovius trefflich den Eindruck dieses Grabmales des großen nordischen Helden zusammen. Welcher Contrast, wenn jetzt unferne vom Mausoleum der Eisenbahnzug vorüberbraust!

Es war ziemlich spät geworden, als ich von dem einsam gelegenen Grabmale nach der Stadt zurückkehrte. Die Erinnerung an jene große Heldenzeit, deren Mittelpunkt Theodorich geworden, beschäftigte mich noch, als ich des Abends auf dem Hauptplatze angesichts der Herculesbasilica saß, während ein Streichquartett seine italienischen Weisen erklingen ließ. Wahrlich, an solchen Orten begreift man, was geschichtlicher Boden heißt!

Die Perle aller Kirchen Ravennas ist S. Vitale, ihr galt mein erster Gang am kommenden Morgen. Wenn man durch schmale und winklige Gassen zur Kirche kommt, so vermuthet man keinesfalls hinter den störenden Um- und Anbauten ein solches Juwel christlicher Baukunst. S. Vitale ist im Todesjahre Theodorichs, angeblich auf der Stelle, wo der hl. Vitalis den Märtyrertod erlitt, begonnen und i. J. 547 durch den hl. Maximian eingeweiht. Diese Zeit bezeichnet den Fall der Gothenherrschaft und das Emporkommen der Byzantiner. Daraus erklärt sich auch die Anlage und der Charakter des Baues, in dem die byzantinische Kunst auf italienischem Boden zuerst zum Ausdruck kommt. Das Innere ist nach orientalischer Art achteckig mit einer Kuppel, welche auf großen, durch Halbkreisbögen verbundenen Pfeilern ruht, die das Innere in einen Mittelraum und einen Umgang theilen. Zwischen den

Pfeilern befinden sich Nischen mit Säulen und Bogen in zwei Stellungen übereinander. Die Kuppel hat 17 m. Spannweite (gegenüber dem Grund-Durchmesser von 34 m.) und besteht aus irdenen Hohlziegeln (Krügen), eine Technik, welche schon im Alterthum zur Entlastung solcher Überdachungen vielfach verwendet wurde. Ihre vollständige Erhaltung bezeugt die Solidität des Baues. Wohl sind die Mosaiken der Kuppel heruntergefallen, aber die Marmorbekleidung der Pfeiler, der antike musivische Fußboden, der freilich unter den modernen Platten über 1 m. tief liegt, während die Straße neben der Kirche 2 m. über dem alten Terrain sich erhebt, vor allem aber die weltberühmten Musive im Presbyterium haben sich in ihrer ganzen Ursprünglichkeit und Schönheit seit 1300 Jahren erhalten, so festgefügt waren die Pasten. Mit Ausnahme von S. Marco in Venedig ist es wohl der größte Cyklus dieser Art in Italien. An der Halbkuppel der Tribüne thront Christus, jugendlich (ohne Bart) dargestellt, auf der Weltkugel, Engel zu beiden Seiten ; rechts erscheint der hl. Vitalis in der Kleidung eines byzantinischen Generals, dem S. Ecclesius das Modell der Kirche überreicht, ringsum anderes Beiwerk. An den Wandflächen erscheinen zwei große Ceremonienbilder in kräftiger Farbengebung. Auf der einen Seite ist dargestellt Kaiser Justinian mit dem Nimbus um das Haupt, die Züge individuell gehalten, ihm gegenüber S. Maximian mit zwei tonsurierten Diakonen, daneben das Gefolge des Kaisers, Minister, Palastwache u. a. Gegenüber erscheint die Kaiserin Theodora als Hauptfigur, ebenfalls mit Nimbus, reichem Diadem, offenbar porträtartig dargestellt, neben ihr Hofbeamte und Hofdamen. Es befremdet den Beschauer, solche weltliche Bilder in dem hl. Raume eines Gotteshauses zu finden. Aber auch hierin prägt der Byzantinismus dem Baue seinen Charakter auf. Da der byzantinische Hof zu den großen Kosten von S. Vitale beisteuerte, so erklärt sich die Aufnahme desselben in den Musivenschmuck der Kirche von selbst.

Der Custode von S. Vitale hat auch den Schlüssel zu dem in der Nähe gelegenen Mausoleum der Galla Placidia, welches von dieser Kaiserin um das J. 440 für sich und ihre Angehörigen als Grabstätte erbaut wurde. Dieses Kirchlein hat die Gestalt eines lateinischen Kreuzes, dessen vier Arme mit Tonnengewölben überspannt sind. Der Mittelraum ist erhöht, und darüber erhebt sich ohne Kreuzgesims eine kleine Kuppel. Insoferne ist der Bau interessant. Vier kleine Fenster in der Wölbung geben dem Raume ein eigenartiges Dämmerlicht, so dass der Custode zur Beleuchtung einzelner Theile des Mosaikenschmuckes Kerzenlicht verwendet. Fünf Sarkophage stehen in dem Raume. Gegenüber dem Eingange hinter dem Altare steht der mächtige Sarkophag der Kaiserin Galla Placidia aus Marmor, jetzt ohne jeden Schmuck, urspünglich aber mit Silberplatten belegt. In ihm war die Kaiserin, sitzend auf einem Throne von Cypressenholz, in ihren kaiserlichen Gewändern beigesetzt. Nach der Tradition ist der Leichnam, den man

durch eine Fuge betrachten konnte, im J. 1577 verbrannt, als Knaben mit einem hineingehaltenen Lichte zu nahe kamen. Ob in den anderen Sarkophagen Honorius, der Bruder der Galla Placidia, und ihr zweiter Gemahl Constantius ruhen, ist nicht festzustellen. Die Grabkapelle erhält durch die schwache Beleuchtung den Charakter einer Krypte und durch die Farbendämpfung den Eindruck feierlichen Ernstes. Insoferne entspricht sie dem Charakter eines Grabmales, und man betritt und verlässt sie nicht ohne ein Gefühl der Pietät.

**Budweis**, im Mai 1896.

W. Eymer.